

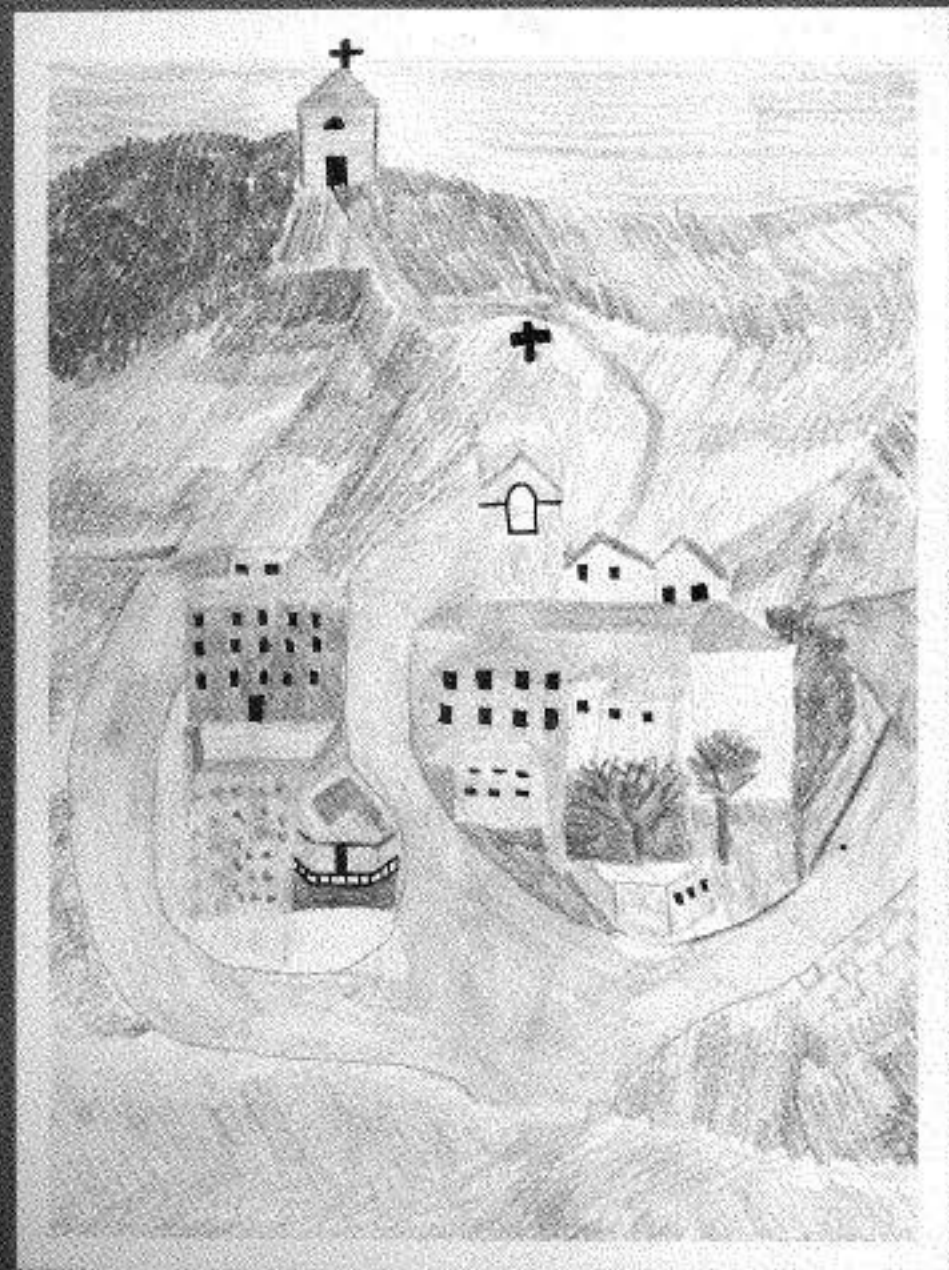


240 *Cimbernland*

Cimbernland

Curatorium Cimbricum Bavarense

17/1988



*Titelbild: Der Ortskern von Velo, dem alten Velje
Kinderzeichnung der Volksschule Velo*

Cimbernland – Jahresmitteilungen des Cimberkuratoriums
Herausgegeben vom Bayerischen Cimberkuratorium e.V.
Schriftleitung Hugo F. Resch
Satz und Druck: Bosh-Druck, Festplatzstraße 6, 8300 Landshut-Ergolding
Die Zeitschrift ist gegen Schutzgebühr bei der Versandselle des Cimberkuratoriums,
Drosselweg 6 D 8300 Landshut zu beziehen.
Kuratoriumsmitglieder erhalten sie unentgeltlich.
Für den Inhalt der einzelnen Beiträge, die nicht immer die Meinung
der Redaktion darstellen müssen, sind die
Verfasser verantwortlich

Zum Inhalt

Heft 17 der Vereinszeitschrift „Cimbernland“ liegt zeitgerecht vor. Schwerpunkt der neuen Nummer sind die umfangreichen Untersuchungen über das Deutschtum im Süden der Alpen und seinen Ursprung. Adolf Schiber hatte sie 1906 und 1907 in der von Heinrich Hess redigierten „Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ in zwei Teilen veröffentlicht. Die nun vorliegende Wiedergabe im reprint-Verfahren bringt trotz mancher zeitbedingter Schwächen immer noch einen wesentlichen Gesamtüberblick über das Phänomen der Sprachinseln im gesamten südlichen Alpenbogen von West bis Ost, wie es sich vor der Zäsur des Ersten Weltkrieges darstellte. Sehr ausführlich geht Schiber auf die Besiedelungsgeschichte ein, die von den Goten und Alemannen bis zu den Langobarden, Franken und Bayern reicht. Wertvoll sind die zahlreichen Anmerkungen und Literaturhinweise und eine ausführliche Karte, die vom Genfer See im Westen bis nach Istrien und Kroatien im Osten reicht und die Siedlungsverzahnungen im südlichen Alpenbogen besonders deutlich macht. Es ist keine leichte Lektüre, die wir unseren Lesern diesmal vorsetzen, aber – wie wir meinen – doch die wertvolle Darstellung eines kompakten Themas. Unseren Mitgliedern Roberto E. Baliari Soust aus Köln und Hans Fritzer aus Bad Reichenhall danken wir dazu für Anregungen und Hinweise. Eine Zeichnung von Dipl. Ing. Bruno Westermeier aus Bregenz über „Alte Häuser in Pladen“ am Oberlauf des Piave lockert den Stoff auf. Auch ein koloriertes Bild von Ljetzan-Giazza entstammt seiner Feder.

Der überraschende Tod des Heimatdichters der „Dreizehn Gemeinden“ Eligio Faggioni im August 1989 hat eine schmerzliche Lücke hinterlassen. Mit seinem Gedichtband „Gadenkha 'un Ljetzan“, den das Kuratorium 1987 als Jahresgabe herausbrachte, hat er sich ein sprachliches Denkmal gesetzt.

Das Titelbild kommt wieder von der Volksschule Velo Veronese und zeigt den Ortskern des alten Hauptortes der „Dreizehn Gemeinden“, Velo, der heute noch cimbrisch Velje genannt wird, aus der Hand der dreizehnjährigen Lucia Brunelli.

Landshut, im September 1989

Hugo F. Resch



Eligio Faggioni

Eligio Faggioni Puochaner

* 20. Juni 1920

† 12. August 1989

Er war ein großer Cimber und mein Freund

Die Nachricht von seinem plötzlichen Tod traf mich wie eine Keule, unerwartet und hart. Bei den letzten Kulturfahrten in die „Dreizehn Gemeinden“ traf ich ihn in seinem geliebten Ljetzan, wo er sich auf dem Noutsch ein kleines Sommerrefugium gesucht hatte, fernab von Glut und Lärm der westlichen Gardesana, zwischen Benacus und Brescia. Dorthin nach Prevalle, das er voll Heimweh Vourtal nannte, sollte er nicht mehr zurück kehren. Nach Landshut werde ich wohl kaum mehr kommen, meinte er ahnungsvoll, aber ich glaubte ihm nicht. Zu oft war er schon in Bayern gewesen, dem er sich heimatlich verbunden fühlte.

Eligio Faggioni war einer der besten Gewährleute vom „tautschen garéida“, dem alten Idiom der Lessinia. Am 20. Juni 1920 in Ljetzan, der Fraktion Giazza der Gemeinde Selva di Progno geboren, war er mir seit Ende der Fünfziger Jahre Freund und Mitarbeiter. Kindheit und Jugend hatte er, aus einer alten und angesehenen Familie stammend, in seinem vertrauten Ljetzan verbracht. Hier lebte er in einer heimatverbundenen Gemeinschaft, arbeitete als Hüterbursche, in der Land- und Forstwirtschaft und schließlich als Tagespendler im Veroneser Unterland.

Als er vor gut zehn Jahren in den Ruhestand trat, verließ er wie viele schweren Herzens seine Heimat und ging nach Prevalle, wo seine Söhne den sicheren Arbeitsplatz bekamen, den sie in Giazza nicht fanden. Bis zu seiner „Emigration“ lebte er mit seiner Frau und seinen vier Kindern, drei Söhnen und einer Tochter, in einem kleinen Haus mitten in Ljetzan, das ihm zwar nicht gehörte, aber doch Heim und Geborgenheit bot.

1970 schrieb er seine ersten Gedichte, in denen er Leben, Landschaft und Leute behandelte. Es ist eine besondere, manchmal auch harte Lyrik und der Heimat eng verbunden. Es ist Muttersprache. Faggioni-Puochaner, einen Übernamen, den er gerne gebrauchte, schöpfte darin aus Sehnsucht, Wehmut und einem überreichen Wortschatz. Ich bin ein Cimber, bekannte er stolz, und trage meine Muttersprache tief im Herzen. Er hatte sie von Mutter und Vater gelernt, als er noch Kind war. Als Bursche sprach er sie zu Hause mit Brüdern und Schwestern und draußen in der Gemeinschaft mit den Freunden und Leuten seines geliebten Heimatdorfes Ljetzan.

Am 16. August haben wir ihn auf dem Friedhof von Giazza zu Grabe getragen. Es war ein schwüler Sommertag, der die Kränze schnell verwelken ließ. Es war ein trauriger Tag nicht nur für seine Familie, sondern auch für die vielen Freunde aus nah und fern, die ihm das Geleit gaben. Don Ettore, der Pfarrer, verbat sich Grabreden. Auch der Chor von Ljetzan, den Eligio einst gegründet hatte, durfte am Gottesacker nicht singen. Auch die Worte in tautsch, die ich ihm als letzten Gruß sagen wollte, blieben ungesprochen. Der Pfarrer wollte es nicht. Vielleicht war es ihm zu heiß. Den Grabstein aber werden cimbrische Worte zieren, sagten mir die Kinder. Er bleibt uns unvergessen. Seine Worte klingen weiter aus seinen Büchern und von einem Videoband, das das Kulturinstitut von Roana vor Jahresfrist mit ihm gestaltet hatte.

Hugo F. Resch

Das Deutschtum im Süden der Alpen.

Untersuchungen über seinen Ursprung.

Von

Adolf Schöber.

I.

Auf dem Wege nach dem Süden begrüßt der Reisende, der vom Norden oder aus dem Herzen Deutschlands kommt, in der vor seinem Auge sich entfaltenden majestätischen Kette der Alpen nicht nur den erhebenden Anblick höchster landschaftlicher Schönheit, sondern es ist, während das Auge im Genusse der großartigen Scenerie schwelgt, auch noch ein anderes Gefühl, das die Stimmung zu einer weihvollen, andächtigen macht: das Bewußtsein, in dem himmelanstrebenden Alpenkamme, in der Wasserscheide zwischen dem Rheine oder der Donau und dem Becken des Mittelmeers die Scheidelinie zwischen der Vegetation des üppigen Südens und jener des rauheren Heimatlandes vor sich zu erblicken, und mit ihr zugleich die Linie, die deutsche und italische Sprache, die germanisches und welsches Wesen gegeneinander abgrenzt.

Es ist ja auch im allgemeinen begründet, dieses Gefühl, das dem Reisenden die Eindrücke der zu durchreisenden herrlichen Gegenden noch anziehender erscheinen läßt; nur, wie überall bei den Dingen dieser Erde, läuft ein wenig Illusion mitunter.

So bedeutend die klimatische Scheide auch ist, die sich uns in den Alpen zeigt, so findet der genauer zusehende Reisende doch, wenn er die geschützten Südhänge des Gebirges hinter sich gelassen hat, sehr bald, daß die weite Poebene, daß Oberitalien bis jenseits der Apenninen, welch niederer Höhenzug sich klimatisch weit maßgebender erweist als die Alpen, eigentlich in Klima und Pflanzenwuchs sich von der oberrheinischen Tiefebene gar nicht so sehr unterscheiden.

Aber auch als Sprachen- und Völkerscheide erscheint der Kamm der Alpen nicht immer, ja, auch abgesehen von den Übergängen in das weltbekannte deutsche Südtirol, ist er es in der Regel überhaupt nicht.

Es gibt im Grunde nur einen Alpenübergang, der, wie er die großartigsten Bilder sich entfalten läßt, auch sozusagen mit einem Schritte klimatisch und sprachlich zugleich in den Süden führt: das ist die Gotthardroute.

Dieser westlichste aller Übergänge aus den Bassins des Rheins und der Donau in das Flußgebiet des Mittelmeers versetzt uns auch mit einem Schritte aus dem urdeutschen Kanton Uri in den vollständig italienischen Kanton Tessin. Betrachten wir aber die anderen Pässe, so zeigt sich uns ein wesentlich anderes Bild.

Schon der nächste, es ist der Lukmanier, der Paß des großen Waldes (in *luco magno*), führt aus dem Tal von Dissentis, dem hintersten, ganz romanischen

Teil des Vorderrheintals, dem klassischen Lande des graubündner Romansch, ins italienisch redende Val Blégno; die nächsten Übergänge gegen Osten sind der alte Vogelsberg, jetzt Bernardin genannt, und der Splügen. Diese beiden führen aus dem deutschen Rheinwald i. e. Val da Rhein in die italienisch redenden Täler Misocco (Schweiz) und S. Giacomo (Italien). Aber der Hinterrhein kann nicht zum geschlossenen deutschen Sprachgebiet gerechnet werden, denn es geht der Weg dahin von allen Seiten durch romanisch redende Gebiete; der von Norden Kommende verläßt das geschlossene deutsche Sprachgebiet schon hinter Chur, bei Ems. Der letzte Paß aus dem Stromgebiete des Rheins in das Gebiet des Mittelmeers ist der Septimer, er führt aus dem romanischen Oberhalbstein (Sur-Seissa) ins welsche, aber graubündnische Bergell.

Die folgenden Alpenübergänge führen aus dem Bassin der Donau, Flußgebiet des Inns, in jenes des Po. Maloja und Bernina verbinden das romanische Engadin mit den welschen, aber schweizerischen Tälern Bergell und Puschlau. Weiter nach Osten treffen wir auf die Straßen, die aus dem Inntal in die Täler der Etsch und ihrer Nebenflüsse führen. Es ist da die Straße über den Ofenpaß. Zu beiden Seiten derselben liegt romanisches Sprachgebiet; das gleiche gilt von den stäubaren Pässen Costainas und Cruschetta. Weiterhin kommen die Straßen über die Reschenscheideck (Finstermünz) und den Brenner; sie bringen uns, wie jeder weiß, gleich dem Stilfer Joch ins deutsche Italien, ins gepriesene deutsche Etschland.

Die weniger begangenen Joche: Hörndljoch, Hundskehljoch, Hl. Geistjochl verbinden das gut deutsche Zillertal mit dem ebenso kerndeutschen westlichen Pustertal, dem Talboden der Rienz.

Manche andere dem Touristen bekannte Joche haben wir übergangen, keines trennt unmittelbar deutsche und italienische Täler. Bemerkenswert scheint aber noch, daß sowohl das Val di Lei, dessen Wasser in den Rhein fließen, als das Val Livigno, das den Spöll in den Inn sendet, politisch und sprachlich zu Italien gehören, die beiden einzigen Besitzungen dieses Landes auf der Mitternachtseite der Alpenkette. Wie dies so kommen konnte, ist siedlungsgeschichtlich von hohem Interesse und später noch kurz zu erörtern. Seltsam, möchte man zu diesen Feststellungen sagen, sonst sollen doch Wasserscheiden besonders dazu neigen, auch Sprachscheiden zu bilden, und bei der gigantischen Wasserscheide der Alpen trifft das nicht zu! Gewiß fallen oft die Linien, welche Idiome, oft nur Dialekte abgrenzen, mit manchmal recht niedrigen, gar nicht unpassierbaren Wasserscheiden zusammen, so in der Rheinprovinz die Grenze zwischen deutsch und wallonisch. Auch andere mehr oder minder erhebliche Verkehrshindernisse, besonders wenn sie sich als Marken für Abgrenzungen politischer oder auch nur gerichtlicher Bezirke eignen, so auch Sümpfe, Wälder (mehrfach tritt uns das in Lothringen entgegen), sogar die Flüsse haben gelegentlich diese Bedeutung, so der Lech als Dialekt-, die Donau stellenweise als Sprachenscheide, obschon sie öfter sich wie die Meere als völkerverbindend erweisen.

Lenken wir aber den vergleichenden Blick in die Vergangenheit zurück, so erkennen wir sofort, daß gerade die Alpen sich der Funktion als Sprachgrenze zu dienen keineswegs entziehen, daß sie vielmehr eine ausgesprochene Tendenz haben, in diesem Sinne sich wirksam zu erweisen, daß diese Tendenz aber einerseits vielfach von Kräften durchkreuzt wurde, die im entgegengesetzten Sinne wirkten, daß andererseits die Großartigkeit der in Frage kommenden Verhältnisse ein langsames Tempo bedingte, als es dem Gange der Entwicklung an anderen Stellen

zukam. Namentlich ist zu beachten, daß zu beiden Seiten des zentralen Kammes sich auf mehrere Tagereisen Gebiete hinziehen, die selbst in hohem Grade unwegsam oder doch voller Verkehrshindernisse sind, was alles den Gang der Entwicklung verzögern mußte.

Es genügt, um uns von der Richtigkeit des Gesagten zu überzeugen, wenn wir die sprachlichen Verhältnisse zu beiden Seiten der Alpen, wie sie sich uns heute darstellen, mit jenen vergleichen, welche vor etwa einem Jahrtausend, also zur Zeit der letzten Karolinger, geherrscht haben, soweit sich diese ermitteln lassen, was uns in großen Zügen immerhin möglich werden wird.

Der heutige Zustand auf der Mitternachtseite der Alpen läßt sich der Hauptsache nach ziemlich leicht und mit wenigen Umrissen fixieren wie folgt: Romanisches Sprachgebiet ist seinem Grundstocke nach das ganze Bassin des Rheins von Ems aufwärts; deutsch sind: das Hinterrheintal jenseits der Rofnaschlucht, das Aversertal, das Saffiertal, an das sich verschiedene Gemeinden im Vordertheintale anschließen: das Valsertal, ein Strich bei Thusis; alle diese Gebiete hängen, mit Ausnahme von Avers, durch Bergpässe zusammen. Ferner Obersaxen, und schliesslich Davos. Letzteres ist seit der Germanisierung des Prättigaus mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet in Zusammenhang, alle anderen Landschaften sind inselartige Einschlüsse, umgeben von romanisch oder italienisch redenden Bezirken.

Im Gebiete des Schwarzen Meeres ist romanisch das ganze Inntal vom Maloja bis zur Tiroler Grenze, ausgenommen das italienische Tal des Spöll und einen unbedeutenden Streifen, mit dem das Bergell hereinreicht (Isola). Das Eindringen Deutschredender im Oberengadin infolge der Fremdenindustrie der jüngsten Zeit kann hier unerörtet bleiben.

Das war vor zehn bis elf Jahrhunderten anders. Damals herrschte in den Nordalpen das Romanische allenthalben vor und erstreckte sich vielfach weit über die Vorberge in die Ebene hinaus.

Noch im 11. Jahrhundert finden wir Spuren von romanischem Wesen bei Ebersberg bei München, im 9. Jahrhundert sogar noch in Regensburg.¹⁾ Das mag manchem verwunderlich dünken, aber es steht ja jetzt fest, daß im 10. Jahrhundert in und um Trier romanisch gesprochen wurde! Auch in den oberen Rheingegenden, an den Hängen des Schwarzwalds, hat sich diese Mundart lange erhalten, so um Waldulm; Wald steht hier wie in so vielen Fällen, von denen wir noch reden werden, für Wal, das ist Wälsch. Dort wird ein Ortsname Glepner auf crepa neira mit guten Gründen zurückgeführt, das ist schwarzer Stein, ebenso würde das in der Mundart des Engadins noch heute lauten!

Zur Karolingerzeit war die Gegend um Salzburg noch stark mit Romanen besetzt und das währte bis ins 13. Jahrhundert; romanisch herrschte noch im Attergau, die zahlreichen Orte in Oberbayern, die auf -walchen endigen, hatten die alte Sprache, der sie den Namen dankten, noch nicht oder nicht lange aufgegeben, Partenkirchen z. B. muß spät germanisiert worden sein, sonst wäre das P, wie bei anderen Worten zu Pf geworden (Pfund etc.). Im Inntal wird das Deutsche als herrschende Mundart über die alte Grenze der Breonen, zugleich Rhätien gegen Noricum, an der Einmündung des Zillertals noch kaum hinausgedrungen sein, hielt sich doch die alte

¹⁾ Riezler, Geschichte Bayerns.

Mundart in der Gegend zwischen Jenbach und Innsbruck bis ins 13. Jahrhundert.

Oberhalb Innsbrucks, zum Finstermünzpaß, war germanisches Wesen wenigstens bis hinauf nach Landeck schon früh, wohl schon vor dem Übergang der Bayern über die Donau, eingedrungen, weiter aufwärts mag es, dank den Kriegszügen der Franken und nach ihnen der Bayern, ins Etschland, auch schon zeitig Wurzel gefaßt haben. Nauders aber ist noch im 16. Jahrhundert zweisprachig gewesen. Die Seitentäler des Inns oberhalb Landeck waren in der Zeit, die wir hier im Auge haben, sicher noch völlig undeutsch.

Wenden wir uns nach dem Gebiete des Rheins, so finden wir, daß das Romanische im 10. Jahrhundert noch bis St. Gallen sich erstreckte, wenn auch schon im 9. Jahrhundert die Gegend vom Bodensee etwa bis Sargans sehr rasch zunehmende deutsche Einwanderung zeigt. So berechnet Planta das Verhältnis von Deutschen und Romanen in Vorarlberg für 801 wie 1:5, für 817 gleich 1:3, für die Mitte des 9. Jahrhunderts gleich 1:1.

Selbst nördlich des Bodensees, wo in den Oberämtern Ravensburg, Saulgau, Waldsee und Wangen uns 27, 18, 26 und 22 Ortsnamen auf -weiler, im Oberamt Tettnang aber 50, sage fünfzig solche entgegentreten, während im bayerischen Bezirksamt Lindau sich elf finden, hat sich das alte Volks- und Sprachtum offenbar lange erhalten, heißt doch die Gegend in dieser Zeit comitatus Walahensis. Die Vermutung Holtzmanns, daß die vier Städte am Rhein: Waldshut, Laufenburg, Säckingen und Rheinfelden ihren Namen von Walen haben, möchte ich mit der Maßgabe nicht verwerfen, daß es sich um Städte handelt, die in der Gegend einer welschen Bevölkerung gegründet wurden. Welsche Städte sind Orte wie Säckingen mit der echt germanischen Endung -ingen wohl nie gewesen.

Daß auch der Oberlauf der Limath lange von Romanen bevölkert war, beweisen die Ortsnamen um den Walensee und im Tale von Glarus. Im Oberlauf der Reuß ist das gleiche zu konstatieren: Gurtellen am Gotthard (cortinelle), manche Ortsnamen am Vierwaldstättersee, wie Kehrsiten (Carisiacum), Küßnacht (im 9. Jahrhundert Chussenachum), Stans und vielleicht Luzern selbst, jedenfalls der Bergname des Pilatus (Mont Pilat an der Rhone bei Vienne ist derselbe Name), beweisen; auch hier wieder ist die Annahme Holtzmanns, es seien vier Walenstädte (d. i. wohl Stätten) gemeint, nicht schlechtweg abzuweisen.

Das gleiche gilt vom Oberlauf der Aare, wo am Briener- und Thunersee zahlreiche romanische Formen erhalten sind (Brienz, Thun, Interlaken und andere), und es ist kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß zur Karolingerzeit ein Romane von den Quellen der Isonta (Salzach) an den Alpen entlang, oder auch wieder die passenden Thäler aufsuchend, bis zur Stätte des alten Aventicum hätte fahren können, ohne notwendig eine andere Mundart zu gebrauchen als seine heimatliche romanische.

Nur ein solcher Zusammenhang, den es natürlich nicht unterbricht, wenn, namentlich in späteren Tagen, einmal ein starker Tagmarsch durch rein deutsches Gebiet zu machen gewesen wäre, erklärt es ja auch, daß das Romanische dieser Alpenbewohner an den Lautverschiebungen der französischen Sprache, zu deren südlichem provenzalischen Zweige es die nächste Verwandtschaft gehabt haben muß (rechnet man doch auch jetzt das »romand« der französischen Schweiz, mit Ausnahme weniger nördlichen Striche dahin), teilgenommen hat.

Dies ist aber entschieden der Fall gewesen; so hat sich z. B. die Erweichung

des C zu Ch namentlich vor a bis in die hintersten Teile des Pustertals fortgesetzt, ja gerade in diese, denn das vordere Tal der Rienz hat an dieser Lautveränderung nicht mehr Anteil gehabt, da es, wie man annehmen muß, schon germanisiert war, als dieselbe ihre Wirkung bis in diese Gegenden erstreckte. Nur nebenbei sei bemerkt, um denen, die solchen Fragen fernerstehen, zu dienen, daß für die langue d'oïl diese Lautveränderung ein Gesetz ist, das keine Ausnahmen duldet, so wenig, als das der Umwandlung des l in u in gewissen Fällen; Worte, die diesem Gesetz nicht entsprechen, z. B. *algarade, capitaine*,¹⁾ sind erst nach der kritischen Periode ins Französische eingedrungen. Auf unserer Seite der Alpen hat also die Zeit erfolgreich gewaltet; die Sprachgrenze ist mehr und mehr an die Wasserscheide herangerückt.

Wie war es nun auf der Südseite, wo ja, wie ein jeder weiß, in unseren Tagen das Deutsche einen beträchtlichen Raum erfüllt.

Von vornherein mußte man erwarten, in jener Zeit, wo das Deutsche selbst auf der Nordseite noch kaum in die Vorberge eingedrungen war, werde dasselbe jenseits, soweit nicht ausnahmsweise Verhältnisse in Wirksamkeit traten, noch gar nicht aufgetreten sein.

In der Tat scheinen die Alemannen, obwohl die alten Schriftsteller sie schon zu Ende des 5. Jahrhunderts bis an die juga Alpium herrschen lassen, jenseits derselben ihr Volkstum nirgends eingerichtet zu haben. In den Westalpen sind aber auch die Übergänge hoch und beschwerlich, die Gotthardstraße war vor dem 13. Jahrhundert allem Anscheine nach überhaupt noch kaum gangbar, der Weg über den Vogelsberg (Bernardin) führte, wie wir gesehen haben, vom Bodensee ab durch romanische Gebiete. Die germanische Ansiedlung im oberen Rhonetale ist freilich uralte, wir werden uns mit ihr noch näher zu beschäftigen haben; sie hat lange für eine burgundische Siedlung gegolten; alemannische Einflüsse sind hier, soweit sie stattfanden, erst später aufgetreten. Anders lagen die Verhältnisse weiter nach Osten. Die Bayern sind jedenfalls sehr bald nach der Besitznahme des rechten Donaufers, zu einer Zeit, wo das Vinschgau noch zum fränkischen Reich gehörte, dazu übergegangen, die Täler jenseits des Brenners bis gegen Trient ihrem Besitze einzuverleiben, was auch frühzeitige Siedlungen von Baiuwaren jenseits der Alpen zur Folge hatte. Über die Chronologie derselben sind wir freilich nicht genau unterrichtet, aber für die Zeit, in der das Romanentum auf der Nordseite die oben umrissenen Grenzen behauptete, dürfte die Verbreitung bayerisch-deutschen Wesens drüben etwa folgenden Umfang gehabt haben:

Ins Pustertal drangen bayerische Krieger und bayerische Siedler schon im 6. Jahrhundert; zur Karolinger Zeit mag das Deutsche, jedenfalls im Rienztal, bis etwa auf das Raintal, stark überwogen haben. In Meran waren die Bayern, die um die Zeit des Langobardeneinfalls in Italien oder bald nachher ihre Macht, aber keinesfalls ihre Nationalität bis Mezzo tedesco vorgeschoben haben werden, zweifellos Herren um die Wende des 7. Jahrhunderts. Später schwankte der Besitz des Etschlands mehrfach zwischen Langobarden und Bayern; die Gegend von Meran aber, von wo aus die Germanisierung des gedachten Gebiets hauptsächlich ausgegangen sein wird, war in der Karolinger Periode sicherlich schon stark deutsch geworden.

Dagegen waren Vinschgau, Eisack- und Wipptal (letzteres sogar nördlich des Brenners) romanisch, die Verdeutschung des Etschgebiets durch die Bayern ging nur

¹⁾ Das altfranzösische Wort ist *chievetain*, in England jetzt *chieftain*.

allmählich vor sich und hatte vor zehn- bis elfhundert Jahren keinesfalls große Fortschritte gemacht. Erweisbar ist das Vinschgau erst seit dem 17. Jahrhundert ganz verdeutscht; im Eisacktal sind in Brixen noch heute zwei romanische Straßennamen erhalten. Es soll hier auf Einzelheiten nicht eingegangen werden; im ganzen würde der Zustand jenseits der Alpen also auch hier den Erwartungen entsprechen, und wo sich jetzt drüben, wie ja bekanntlich der Fall, in manchem Tale Reste germanischen Wesens finden, das einmal erheblich weiter als heute sich erstreckte, wären wir berechtigt, solche als Kolonien anzusehen, welche das Deutsche Reich zur Zeit seiner größten Machtfülle hinübersandte, die aber, bei geänderten politischen Verhältnissen der Aufsaugung durch das fremde Volkstum erlagen.

So wurden die Reste deutschen Wesens jenseits der Alpen in der Tat lange gedeutet.

Bevor wir nun unsere Bedenken gegen diese Erklärungsweise auseinandersetzen, wollen wir Umschau halten über den jetzigen Besitzstand des Deutschtums jenseits der Alpen auf Grund verlässlicher Berichte, größtenteils auf Grund eigener Anschauung.

Da ist denn in erster Linie die bekannte deutsche Siedlung im Etschland zu erwähnen; sie umfaßt das ganze Bassin der Etsch mit allen Zuflüssen vom Brenner bis an die Talenge von Salurn — die in den letzten Jahrzehnten eingedrungenen Elemente können wir unberücksichtigt lassen. Romanische Sprache hat sich in diesem Gebiete nur erhalten: 1. im Tale des Gaderbachs, Enneberg, italienisch »Badia«, im Grödner Tal, oberhalb der Talenge hinter Waidbruck, und endlich im schweizerischen Anteil des Etschbeckens, im Münstertal, oberhalb des deutschtiroler Ortes Taufers.

Dieser Einschränkung der Verbreitung deutscher Sprache im Etschland steht eine Erweiterung gegenüber, die bewirkt wird durch ein Übergreifen unserer Sprache in benachbarte Täler, die sonst zum italienischen Sprachgebiete gehören. Ein solches hat statt: im Tal des Avisio, wo die Gemeinden Altrei und Truden deutsch sind, und im Tale der Novella, eines Nebenflusses des Noce, wo die Gemeinden Unse Frau im Wald, St. Felix, Laurein und Proveis sich deutsch erhalten haben. Alle anderen Orte jenseits der Alpen, in denen sich deutsche Rede mehr oder minder bis auf unsere Tage erhalten hat, stehen entweder in gar keinem Zusammenhang mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete, oder doch nur mit dem Wallis, welches selbst nicht den Nordalpen angehört und dessen deutsches Volkstum, wie weiterhin erörtert werden soll, selbst mindestens ebenso erklärungsbedürftig erscheint, wie dies bei irgend einem der anderen vorgeschobenen Posten der Fall sein kann.

Diese dem Wallis benachbarten Orte sind aber, von West nach Ost aufgezählt, folgende: der oberste Teil des Lystals bis unter Issime herab (Val de Gressoney); der oberste Teil des Val Sesia (Alagna); der oberste Teil des Val Sermonta (Rima); der hinterste Teil des Val Mascalone (Rimella); der Oberlauf den Anza (Macugnaga); dieses alles in Piemont. Ferner der obere Teil des Vedrotals (Simpeln) in der Schweiz; dann, wieder in Italien, der obere Teil des Tocetals, (Pommat) und endlich, wieder in der Schweiz, aber im Canton Tessin, in einem Seitentale des Rovantals, an einem Bache, der der Maggia zufließt, Bosco (Gurin).

Alle diese Bezirke, mit alleiniger Ausnahme von Rimella, stehen mit dem Wallis und somit mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete insofern in Ver-

bindung, als sie an die walliser Gemeinden angrenzen; die »Verbindung« besteht aber vielfach nur theoretisch, denn einigermaßen bequem ist wohl nur die über den Simplon und über den Monte Moro, alle übrigen Verbindungen sind nur möglich, indem man mehr oder minder schwierige Gletscher überschreitet.

Wenden wir uns von dieser Gruppe deutscher Gemeinden am Südabhange der Alpen, die man seit Schott häufig die der Silvier nennt, nach Osten, so haben wir einen großen Weg zurückzulegen, ehe wir wieder auf deutsch redende Äpler stoßen.

Die ersten sind, da wir von den Orten im Hintergrunde des Nonsbergs, Proveis etc., und von dem ganzen deutschen Etschland, mit dem sie zusammenhängen, absehen (seine Lage bedarf ja keiner Erörterung): Gliezen und Fonta (Chiazza und Campo Fontana) im Gebiete der XIII Comuni bei Verona. Beide liegen im Hintergrunde des Val Progno d'Ilasi.

Weiter östlich liegen Asiago (Slege), Roane (Roban), Rotzo (Rotz), Gallio (Ghel), Fozza (Wäsche), die fünf von den sieben Gemeinden, wo sich noch (wenigstens vor einigen Jahren) etwas »cimbrische« Sprache erhalten hatte. Nördlich daran stößt in Tirol Luserna, westlich von ihm liegt St. Sebastian; im Norden des Val Sugana, im Fersental, sind die Dörfer Gereut (Frassilongo), Aichleiten (Rovete), St. Franz und St. Felix deutsch; in erfreulichster Weise gut deutsch hat sich Palei erhalten, der Ort im hintersten und höchsten Teile des Fersentals; halb deutsch war noch kürzlich Vignola.

Alle diese deutschen Splitter pflegt man unter dem Namen der Cimbern zusammenzufassen, eine Bezeichnung, die man in Ermanglung einer anderen ohne ihre Richtigkeit, soweit sie auf Abstammung von den alten Cimbern hinweist, zu prüfen, schon darum beibehalten kann, weil diese Benennung ins Volk selbst gedrungen ist.¹⁾

Verlassen wir diese deutschen Bezirke, die alle an Nebenflüssen der Etsch, des Bacchiglione und der Brenta sich befinden, so ist weiter östlich die erste Spur deutschen Wesens im obersten Teile des Piavetals, im Val Comelico anzutreffen in der Talschaft von Bladen (Sappada), einem Bezirk, aus dem ins Gailtal und ins Sextental Übergänge führen; nicht weit davon und südlich liegt, an einem Nebenflusse des Tagliamento, im Val Lumiei, die Zahre oder Sauris.

Gehen wir weiter östlich, so treffen wir am Fuße des Plöckenpasses, im Hintergrunde des Val But, das (jüngst) deutsche Tischelwang (Timau) und damit das letzte deutsche Einschleßel im Königreich Italien.

In Österreich, aber auch noch im Flußgebiete des Tagliamento gelegen, ist das Kanaltal (Fellatal) mit seiner teils deutschen, teils wendischen Bevölkerung; im Isonzogebiet ist, nachdem Deutschruth auch slovenisiert geworden ist, nur noch Görz als teilweise deutsch zu erwähnen; Zarz, eine andere Zahre, als die oben erwähnte, gehört schon ins Gebiet der Save.

Es fehlt nun, was den Ursprung dieses deutschen Wesens jenseits der Alpen anlangt, nicht an Nachrichten, ja sogar an, teils mehr, teils weniger zuverlässigen Dokumenten, welche die Herkunft der einen oder anderen germanischen Siedlung im Gebiete des Mittelmeers auf eine im Laufe des Mittelalters erfolgte Kolonisation durch einen Landes- oder Grundherrn oder auf Zuwanderung deutscher Bergleute zurückzuführen scheinen; auf alle erwähnten Gebiete trifft das aber keinesfalls zu.

¹⁾ Bidermann, a. a. O., S. 443.

Um nun einigermaßen in der Lage zu sein, über diese Frage sich eine Ansicht zu bilden, die in jenen Fällen, wo es an positiven, unanfechtbaren Beweisen fehlt, unser Urteil leiten darf, ist erforderlich, soweit es eben möglich ist, festzustellen, welches die Entwicklung dieser Gebiete, soweit zurück wir forschen können, gewesen ist; ob ein Umsichgreifen des Deutschen oder ein Zurückgehen stattfand, mit anderen Worten, wir haben zu untersuchen, ob und wie weit etwa in früherer Zeit das germanische Element in jenen Gegenden stärker vertreten war.

In dieser Hinsicht ergibt sich uns aber alsbald, daß es ebenso schwer ist, die frühere Verbreitung des Deutschen jenseits der Alpen genau zu ermitteln, als es leicht ist, zu erkennen, daß diese Verbreitung eine gegen die heutige weit beträchtlichere, ja, eine von den Meisten gar nicht geahnte gewesen sein muß. Im Etschtal war das Deutsche einst bis Mezzo tedesco am rechten, bis Lavis am linken Ufer vorgedrungen, Trient war zum Teil deutsch, Rovereth war es einst in noch höherem Maße; im Nonsberg lebte das Deutsche in Tret noch vor wenigen Jahrzehnten. Über sonstige Spuren des Deutschen in diesem Tale vergl. Bidermann a. a. O. Deutsch war stark vertreten im hinteren Fassatale, wo noch ein Dorf »Gries« heißt, und auch im Fleimser- und im Cembratale war das Deutsche einst verbreitet, ohne daß sich das Maß seiner Verbreitung bisher genauer feststellen ließ.

Am auffallendsten zeigt sich aber der Rückgang in der Gegend, welche die sogenannten cimbrischen Gruppen einnehmen. Da erstreckte sich das Gebiet der deutschen Sprache, wie der Deutsche mit Wehmut, der Italiener aber mit Jubel feststellt,²⁾ einst weit, weit hinaus in die lachenden Gefilde, welche Vicenza und Verona umgeben, bis vor die Tore von Padua.

So waren unbestritten einst deutschredend die Bewohner der Flußtäler: Val Pantana, Squaranto und d'Ilasi; lange noch in ihren oberen Teilen, das sind nämlich die bekannten XIII comuni bei Verona, dann aber auch die Täler: Val Chiampo, Val d'Agno und Val d'Astico, kurz alle Täler, deren Flußläufe den Bacchiglione bilden, der, im Altertum Medoacus minor genannt, schon durch seinen modernen Namen (Bachel) auf einstige zahlreiche germanische Umwohner hindeutet. Solche saßen aber einstens auch in erheblicher Zahl und im weiten Umkreis um den alten Medoacus major, die Brenta, deren Name auch von italienischen Forschern mit dem deutschen »Brunnen«/Born, in Zusammenhang gebracht wird, und zwar saßen die germanischen Bewohner bis nahe an Padua heran. Da das Deutsche sich aber sogar südlich der Monti Berici ausdehnte, in Montecchia, Brendola am See von Fimon, in Bertesina und Bertesinella erwiesen ist, so lag Vicenza, und zwar, wie noch zu erörtern, um die Zeit des Beginns der Reformation, rings von deutschen Orten umgeben, wie es denn allem Anschein nach in früherer Zeit als Hauptort des Wisenthein (Vicentino) selbst mindestens gemischtsprachig war. Erweislich deutsch waren sogar Montegaldella, S. Croce, und mit Teolo kommen wir schon in die euganeischen Hügel! Und wie der Südabhang der Berge um Schleid (Schio) und Thinen (Tiene), so waren auch die Täler, die sich von diesen Gebirgen nach Norden und Westen hinab senken, einst ebenso deutsch wie die Hochflächen dieser Gebirge, auf denen wir die bekannten sieben Gemeinden (VII comuni) zu suchen haben.

Es herrschte das Deutsche früher im Tale des Fersenbachs und seiner Nebenflüsse (wo Palei noch heute treu zur deutschen Sprache steht), wie im Val Leno

²⁾ Vergl. Galanti, i Tedeschi sul versante meridionale delle Alpi, Roma 1885, pag. 131.

di Terragnuola und im Val Leno di Vallarsa, die beide bei Rovereto ins Etschtal einmünden, im Val Ronchi, das bei Ala an der heutigen Grenze Italiens, ins Etschtal herabzieht, ja selbst im weinberühmten Val Pollicella, bei Domegliara, kaum 10 km nordwestlich von Verona.¹⁾

Dieses vor einigen Jahrhunderten noch von deutschen Dörfern bedeckte Gebiet hat eine Ausdehnung, die an Grundfläche der Rheinpfalz auf wenigstens zwei Drittel gleichkommt und wie diese, zum Teil aus Gebirge, zum kleineren Teil nur aus Ebene letztere aber von großer Fruchtbarkeit, besteht; der einspringende Winkel von Schio ist nach allen Seiten von hohen Gebirgen umschlossen und nur gegen Süden weit offen. Man überblickt fast das ganze oben beschriebene Gebiet von dem Vorplatze der Madonna del Monte Berico bei Vicenza, im Frühling ein entzückender Anblick für jeden, den eben nicht der Gedanke schmerzt: das Alles hat dein Volk verloren, ja nie beachtet, nie als sein gekannt! Es mag zugegeben werden, daß ausgangs des Mittelalters das Deutsche hier stark, ja überwiegend von romanischem respektive italienischem Wesen durchsetzt, kaum mehr als ein Patois der niederen Klassen bedeutete; ich denke aber späterhin darzutun, daß zu Anfang des gedachten Zeitabschnittes das Deutsche hier nicht nur geschlossen auftrat, sondern eine noch erheblich größere Ausdehnung hatte, als oben angenommen worden ist.

Wenden wir uns weiter östlich, so finden wir, ebenfalls unbestritten, daß auch dort das Deutsche früher ein größeres Gebiet eingenommen hat. Nicht nur die hintersten Zuflüsse des Tagliamento waren von Deutschredenden besetzt, sondern das Deutsche reichte im genannten Flußbecken herab bis in die Ebene; Petsch (Ampezzo), Schönfeld (Tolmezzo), Peißelsdorf (Venezzone), Clemaun (Gemona)²⁾ waren einst deutsch. Deutsch klangen einst Hagen, Greis, Cluseg, Valchen, Attems, Warth, Vellach etc. Es ist daher nicht von der Hand zu weisen, daß auch Udine (Weiden oder wie die Deutschen der Zahre sagen: Beiden) einst deutschsprachig war. Aber ein anderes Deutschtum ist es, wenigstens zum Teil, das hier hereinragt, eine jüngere Schicht, wie noch auszuführen sein wird. Hier, im Friaul, wo von Villach nach Venedig ein so bequemer Handelsweg sich hinzog, — denn von Tarvis im Drautal geht es nach Pontafel am Fella, einem Nebenfluß des Tagliamento, ohne alle nennenswerte Gefällüberwindung, — kam durch den Handelsverkehr nach Deutschland, für den Clemaun ein Hauptemporium war, viel Deutsches ins Land; ferner brachte gerade hier die zeitweise Zugehörigkeit zu Bayern, dann zu Kärnten hieher viel deutschen Adels, auf den die deutschbenannten, größtenteils wieder verschwundenen Burgen, als da waren: Stahrenberg, Spilimberg, Schattenberg, Rufimberg, Großenberg, Auersberg, Scharfenberg, Dürenberg, Schönberg, Prainberg, Grafenberg, Haunberg, Münchenberg, Kronenberg, Assenstein, Perchtenstein, Rabenstein, Straßold, Arensberg, Carsberg, Mocumberg, Reichenfeld zurückzuführen sein werden, die dem Tagliamento entlang, beziehentlich gegen den Isonzo zu geblüht haben. Die Gegenden, wo solche Schlösser entstanden, brauchen wir uns damit noch nicht germanisiert zu denken; auch im Vinschgau und im Etschland saß ein deutscher Adel auf fast immer deutsch benannten Burgen schon in einer Zeit, da die Gegend, zum Teil noch auf Jahrhunderte hinaus, romanisch sprach.

¹⁾ Näheres u. A. bei v. Antlmayr, Die deutschen Kolonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona; Schaeffer, Deutsche und Romanen in Südtirol und Venetien; Biedermann, Die Nationalitäten in Tirol.

²⁾ In Clemaun schrieb Thomasin von Zirkele ausgangs des 12. Jahrhunderts; er nannte sich freilich den welschen Gast.

Ebenso wird aus den deutschen Namen anderer Orte, wie Meisters (Mestre), Tybein (Duino), Neumarkt (Monfalcone), nicht unbedingt auf nachhaltiges Deutschtum derselben oder gar ihrer Umgegend geschlossen werden dürfen; führen doch auch Venedig und Mailand verdeutschte Namen aus der Zeit engen Verkehrs mit Deutschland.

Dagegen haben wir wieder deutliche Beweise für die einstige Existenz einer deutschen landsässigen Bevölkerung im Tal des Isonzo und seiner Nebenflüsse. Da ist am Fuße des Predil Flitsch, weiter abwärts Karfreit (Caporetto), nahe dabei Tolmein, und an der Wurzel des Idriatals Kirchheim, nahe dabei St. Veitsberg; weiter abwärts am Isonzo liegt das heute noch etwas deutsche, schon genannte Görz, unterhalb davon mündet das Wippachtal mit noch leicht erkennbarer deutscher Nomenklatur: nämlich mit den Ortschaften St. Peter, Dornberg und Reifenberg, Wippach, Oberfeld und in etwas größerem Abstand Haidenschaft, Hl. Kreuz, Schonpass, St. Veit und Cronberg. Andre deutsche Namen im Gerichtsbezirk Wippach sind: Langenfeld, Zoll und Kreuzberg. In dieser Gegend, im Isonzogebiet, ist, wie schon oben bemerkt, das Deutsche, ausgenommen in der Stadt Görz selbst, meist nicht zum Vorteil der italienischen, sondern der slovenischen Sprache verdrängt worden.

Wenden wir uns zum Schlusse wieder zu den Silvieren im Westen, so finden wir: auch hier hat unser Idiom einst eine größere Verbreitung gehabt; im obern Challanttal wurde deutsch geredet, wo jetzt französisch herrscht, im Tal von Macugnaga reichte die Herrschaft des Deutschen, wenigstens in alter Zeit, herab bis Pestarena, im Vedrotal bis Ruden (Gondo); da aber auch Ornavasca und Miggiardone (Ornavasch und Misendone) noch vor wenigen Jahrhunderten deutsch redeten, so fragt man sich, ob die Spuren einstigen Deutschtums in den genannten Seitentälern des Tocetals, zusammen mit dem Pomattal nicht Zweige eines Stammes sind, der einmal das ganze Tocebecken bis herab an den See (Lago maggiore) erfüllte, von dem uns aber nur die äußersten Ausläufer in den hintersten Alpentälern erhalten geblieben sind.

Ebenso wissen wir, daß um Alagna herum das Germanische sich früher weiter ausbreitete, das ganze Valdobbia und das ganze obere Sesiatal waren deutsch, von den weiter abwärts einmündenden Tälern der Sermenta und des Mascalone sind die oberen Teile, Rima und Rimella, noch deutsch. So drängt sich auch hier die Vermutung auf, daß das Sesiatal wenigstens bis Valmucci einst deutsch geredet haben dürfte. Nach Molon hätte sich auch von Issime im Lystale aus das Deutsche — sporadisch wenigstens — bis ins Dora Baltea-Tal erstreckt; wo Preßmilch, (Preßmello) gelegen hat, konnte ich nicht näher ermitteln, angeblich im Sesiatal; wenn nicht eine Verwechslung mit Premosello im Tocetal — bei Miggiardone — vorliegt.

Es ergibt sich also allerdings auch auf der Südseite der Alpen ein Umsichgreifen des italienischen Elements, aber auch eine so große Ausdehnung der einstigen Verbreitung des Deutschen, daß wir uns jetzt schon fragen: liegt hier nur ein Vorstoß vor, den das Deutsche zur Zeit der größten Machtentfaltung des Reiches gemacht hat, zu einer Zeit, da weit näher liegende Teile der Tiroler Berge noch fast ganz romanisch waren, oder liegt hier nicht ein Hinüberquellen germanischen Wesens aus der Zeit der grossen Wanderungen vor uns? Dies ist die Frage, der im folgenden nähergetreten werden soll.

II.

Die wichtigste, größte und am weitesten vorgeschobene von den drei vorbeschriebenen Gruppen germanischer Siedlungen, die wir die silvische, cimbrische und furlanische nennen wollen, ist offenbar die zweite; sie erscheint uns als die rätselhafteste und schon insofern als die anziehendste, und die Erforschung ihres Ursprungs verspricht uns schon darum wichtige Aufschlüsse für die erst in neuester Zeit eifriger betriebene deutsche Siedlungsgeschichte, die ihrerseits wieder, wie Egli ausführlich und überzeugend betont hat, ebenso die Allgemeingeschichte fördert, als sie selbst durch die Ortsnamen-Forschung gefördert wird.

Spät, sehr spät hat man sich in unserem Vaterlande mit dieser merkwürdigen Sprachinsel beschäftigt, man sammelte da schon lange die Stimmen aller Völker der Erde in Liedern, ohne auch nur zu ahnen, daß in den Tälern, die dem Astico und der Brenta tributpflichtig sind, Lieder ertönten in einer Sprache, die zur Zeit unserer Minnesänger schon veraltet geklungen haben mochte!

Einer der ersten, der diese Gegenden besuchte und ausführlich darüber berichtete,¹⁾ dürfte L. G. Kohl gewesen sein, der in den Monatsblättern zur Augsburger Allgemeinen Zeitung im Oktoberheft des Jahrganges 1847 einen Reisebericht veröffentlichte.

Zwar daran, durch deutsche Schulen in den zu jener Zeit österreichischen Gegenden diesen Stammesbrüdern ihre Sprache zu erhalten, dachte damals kein Mensch, obwohl man es seltsam fand, daß diese Gegend ihre Sprache, die ihr die Republik Venedig Jahrhunderte hindurch sorgsam erhalten hatte, unter dem deutschen Regiment reißend schnell verlieren sollte.

Aber die deutsche Gelehrsamkeit befaßte sich doch mit der Sache, indem sie der Frage nach dem Ursprung dieser Merkwürdigkeit nachging. Allerdings mit zweifelhaftem Erfolg.

Geschichtliche Quellen flossen eben so gut wie gar keine, einzelne Urkunden über eine Kolonisation durch irgend einen Grund- oder Landesherrn, wie durch Friedrich von Wangen, Bischof von Trient, der im Jahre 1216 im Tale des Roßbachs (Folgareit) deutsche Bauern angesiedelt hat, oder von deutschen Bergknappen, die hier und dort in den Südalpen sich niederließen, oft in Gegenden, die dann doch keine Spur aufwiesen, daß sich ihre Sprache dort eine Zeitlang erhalten habe, oder vereinzelt Überlieferungen ähnlichen Inhalts konnten für eine Erklärung des hier zu betrachtenden Phänomens unmöglich als ausreichend erachtet werden.

Eher schien der Schluß gerechtfertigt, daß solche kleinere Einschüßel ihre Nationalität sich nur da wenigstens einige Zeit erhielten, wo sie schon eine stamm- und sprachverwandte Bevölkerung vorfanden, anderswo aber dieselbe rasch einbüßten.

Eine andere Hoffnung durfte auf die Sprachforschung gegründet werden. Auch sie erfüllte sich nur teilweise. Es ermittelten allerdings die Gelehrten, daß es sich hier um einen Dialekt handle, der dem Oberdeutschen des Mittelalters, etwa des 12. Jahrhunderts, verwandt sei, auch war nicht zu verkennen, daß die Sprache der Cimberleute und die der Furlaner Deutschen dem bayerisch-österreichischen, die der Silvier dem Walliser Deutschen sich mehr näherte, was von vornherein zu erwarten war, aber es fanden sich doch Verschiedenheiten aller Art, namentlich auch des Wortschatzes, die es nicht für angängig erscheinen ließen, das Cimbrische einfach als eine Verzweigung, eine Abart des »Tirolerdeutsche«, etwa mit

¹⁾ Von Schneller später.

schwäbischer Beimischung, anzusprechen.

Namentlich mußten einige Anlehnungen an das Nordische und an das Niederdeutsche auffallen. So stand den Vermutungen ein weites Feld offen. Im Süden der Alpen verfiel man auf die Konjektur, unsere Cimberleute seien Nachkommen der von Marius angeblich bei Verona geschlagenen Cimbern.

Ob diese, schon im Mittelalter auftauchende Mutmaßung, den Namen Cimbrisch für das Idiom der Germanen im Bezirke von Vicenza veranlaßt hat, oder umgekehrt dieser Bezeichnung entsprang, scheint zweifelhaft; unzweifelhaft ist nur, daß diese Konjektur ganz unhaltbar ist. Ob die Sprache der Cimbern den Idiomen, deren Gruppe später als »thiudisch« (volgare) bezeichnet wurde, sehr nahe stand, mag unerörtert bleiben, ebenso daß die Schlacht, in der Marius siegte, wohl gar nicht so unmittelbar bei Verona stattfand, daß die Cimbern auch allen Grund hatten, schleunigst ihre Volksreste aus Italien wegzuziehen; es genügt die Erwägung, daß versprengte Horden nimmermehr ihre Nationalität und Sprache gegenüber der römischen Kultur und Administration bis in die Zeit der Völkerwanderung hätten erhalten können, um diese Annahme einfach abzuweisen.

Die Gelehrten jenseits der Alpen haben auch an Reste der Heruler und anderer Germanen des Odoaker gedacht, ohne zureichende Begründung, wie Galanti¹⁾ überzeugend dargetan hat.

Überhaupt muß jedem, der sich mit deutscher Siedlungsgeschichte befaßt, einleuchten, daß versprengte germanische Eindringlinge unter der Römerherrschaft sich gar nicht oder doch nur unter Bedingungen hätten halten können, die ihre rasche Assimilation zur Folge gehabt haben mußten, wie ja von allen lätischen Siedlungen im römischen Reich, von denen Kunde zu uns gelangt ist, keine ihre Sprache bewahrt zu haben scheint.

Dies gilt sicher auch von den Alemannen, die nach Ammianus Marcellinus im 4. Jahrhundert am Po angesiedelt worden sind.

Auch die Ansiedlung von Alemannen innerhalb der Grenzen Italiens durch Theodorich wurde herangezogen, obschon von vornherein nicht abzusehen ist, warum diese Kolonie das Schicksal der Goten selbst, denen sie ihre Sitze verdankten, nicht geteilt haben sollte. Allein, es wird jetzt überhaupt kaum mehr bezweifelt, daß diese Alemannen nicht in Oberitalien, wo die Goten selbst saßen, sondern im Norden der Alpen, wahrscheinlich in der Gegend des jetzigen Thurgau beziehungsweise in Rätien, zwischen Iller und Lech, wohl auch in Oberschwaben bei Theodorich Schutz gegen die Franken gefunden haben, welche Gebiete dieser zu Italien zu rechnen für gut fand.

Die nächsten germanischen Siedlungen in Oberitalien, an die zu denken wäre, sind zeitlich Ostgoten und Langobarden.

Auf diese Herkunft der »Cimbern« wird weiterhin näher eingegangen werden. Es scheint, daß gerade die deutschen Forscher sich einer solchen Ableitung der germanischen Siedlung, die im Vicentinischen nun einmal unbestreitbar stattgefunden hat, abgeneigt erwiesen, weil die ersteren in ihren Kämpfen mit den Byzantinern vernichtet worden, die letzteren aber, ebenso wie die Franken nach wenigen Generationen romanisiert worden sein sollen. Man hat daher von deutscher Seite mit Vorliebe an eine Einwanderung aus den oberdeutschen Gegenden gedacht.

¹⁾ Galanti, 2. a. O. Kap. IV.

Am weitesten zurück gingen jene, welche annahmen, es seien aus der Zeit der fränkisch-alemannischen Einfälle, die von 539 an hauptsächlich durch das Vinschgau, gerade in die Gegend des linken Etschufers, nachweislich stattfanden und mit der Niederlage der Alemannen unter Buzelin bei Capua (554) ihr Ende gefunden haben, wenn nicht Marius Aventicensis recht hat, wonach die letzten Kämpfe zwischen Byzantinern und Franken im Jahre 555 mit der endgültigen Niederlage der letzteren endeten, Ansiedler in diesen Gegenden (natürlich als verstreute Flüchtlinge) zurückgeblieben.

Aber abgesehen davon, daß eigentlich die Besiegten nichts hinderte, in ihre Heimat zurückzukehren, so ist es überhaupt nicht angängig, solche Heereszüge, kriegerische Unternehmungen, bei denen nur streitbare Männer beteiligt waren, für Volkssiedlungen verantwortlich zu machen; denn wie sollten die Reste eines solchen Heeres ihre Nationalität inmitten eines fremden Volkstums, auf dessen Töchter sie zur Fortpflanzung angewiesen waren, erhalten haben?

Die überwiegende Ansicht der deutschen, namentlich auch der österreichischen Forscher war daher auch immer die, es handle sich hier, wie überall in Deutschland östlich der Elbe und wie in dem größten Teile Österreichs, um ein Hereinragen deutschen Wesens, entstanden in der guten Zeit, da unser Volkstum überall die Grenzen seiner Herrschaft durch friedliche, stille Siedlungstätigkeit, unterstützt freilich auch, wenn nötig, durch die Schärfe des Schwertes und durch die Macht der deutschen Kaiser, langsam aber sicher hinausrückte; statt wie heutzutage, nicht ohne Mithilfe einer gewissen Klasse seiner eigenen Söhne allenthalben, wo nur Berührung mit einem anderen Volkstum stattfindet, seine Fortexistenz bedroht, sich verdrängt, ja stellenweise mit unheimlicher Schnelle verdrängt zu sehen.

Aber auch diese Ansicht kann bei einer strengen Prüfung nicht aufrecht erhalten bleiben.

Ihr stehen von vorneherein gewichtige Bedenken entgegen, anderen werden wir bei unserem Versuche einer positiven Lösung des Problems begegnen.

Die Vorstöße der Deutschen gegen den slavischen Osten erfolgten unter fortwährenden Kämpfen, namentlich im Südosten, nachdem schon in der Mitte des 6. Jahrhunderts die ersten Zusammenstöße erfolgt waren, mit größerem Nachdruck unter den Karolingern, in einem Gebiet, das von Avarn und Ungarn verwüstet, diesen und den in die verödeten Länder mit Deutschen um die Wette eindringenden Wenden abgestritten wurde.

Das Gleiche setzte sich unter den Kaisern aus sächsischem und fränkischem Hause fort, die Herzoge von Bayern, die von Kärnten und von der Ostmark schoben auf erobertem Boden geistliche und weltliche Siedlungen stetig vor, den Rittern und Mönchen folgten ländliche Siedler, in späterer Zeit auch Besiedler der zu gründenden Städte. Was an Wenden blieb, wurde unter der deutschen Herrschaft assimiliert; es waren aber in den Gebirgen Noricum und im angrenzenden Teile Pannoniens, wie schon Müllenhof erkannt hat, noch aus früherer, dem Avarnsturme vorgängiger Zeit, sicherlich Germanen zurückgeblieben, die sofort das eindringende Volkstum verstärkten.

Auch unter den Habsburgern dauerte das Vordringen des Deutschen unter einer Herrschaft, die sich selbst als deutsch betrachtete, wenigstens bis zur Reformationsperiode fort.

Ganz anders lagen die realen Machtverhältnisse in unserem Gebiete an den

Ufern von Brenta und Bacchiglione. Die Herrschaft der bayerischen Herzöge aus dem Geschlechte der Agilolfinger ging nie über die nächste Umgegend im Norden Trients hinaus, zeitweise wurde sogar das Etschland bis zur Töll an die Langobarden verloren.

Zu einer Volksansiedlung in der hier in Betracht kommenden Gegend hatten also die bayerischen Herzöge weder Anlaß noch Macht, dies kann wie im allgemeinen, so auch von den Langobardenfürsten agilolfingischer Herkunft, gelten.

Die Wiederherstellung der fränkischen Herrschaft in Bayern änderte daran nichts; aber ebensowenig auch die Unterwerfung der Langobarden unter das Scepter Karls des Großen. Eine besonders nahe Verbindung zwischen Bayern und Lombardei trat nicht ein, im Gegenteil, nun hörten alle jene Beziehungen auf, die bis dahin zwischen den beiden, von den Franken sich gleichmäßig bedroht fühlenden Dynastien der genannten Länder bestanden hatten, die Völker waren ohnehin schon infolge der inzwischen erfolgten völligen Romanisierung der Langobarden sich endgültig entfremdet. Wollten die Karolinger zuverlässige Elemente im Lande haben, so wählten sie dazu sicher fränkische Herren, am naturgemähesten neustrischer Abkunft, die selbst schon dem Romanentum nahestanden, bezw. romanisiert waren. Die Teilungen der Nachkommen Karls des Großen lösten bekanntlich jedwedes staatliche Band zwischen den Ländern diesseits und jenseits der bayerisch-lombardischen Grenze, die nun an der Mündung des Noce fixiert war. Wie eine große germanische Siedlung in das Königreich Italien hätte kommen sollen, ist schon darum nicht abzusehen, abgesehen davon, daß die Deutschen, wenn sie Volksüberschuß hatten, für diesen im Osten, auf Slavenboden hinreichend Platz und Verwendung fanden.

So lagen die Verhältnisse bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts. Da beschloß Otto der Große auf dem Reichstage zu Augsburg, anno 952, nachdem er Berengar völlig bezwungen hatte, ihm Italien als Lehen zurückzugeben, die Lande zwischen Alpen, Mincio, Po und Adria aber als Markgrafschaften von Verona, Aquileia und Istrien dem Herzogtum Bayern und damit dem deutschen Reiche einzuverleiben. Aquileia hatte sein Bruder Heinrich von Bayern schon seit 950 tatsächlich inne.

Aquileia (Friaul) erstrebte Heinrich wohl mit staatsmännischem Blicke wegen des Zugangs zum Meer. Verona soll Otto der Pässe halber begehrt haben. Möglich. Aber im Jahre 966 zog er doch über den Septimer nach Italien!

Es drängt sich der Gedanke auf, daß die Beobachtung, wie in der Gegend östlich des Mincio und nördlich des Po viele germanische Elemente vorhanden, für die Entschließung Ottos von Bedeutung gewesen sei; zumal schon aus einem Placitum d. d. Trient 845 hervorgeht, wie weiterhin zu erörtern, daß nicht allzuweit von Trient in Oberitalien deutsche Bevölkerungselemente vorhanden waren. Vorübergehend setzte sich Berengar wieder in den Marken fest; bald darauf standen die transalpinen Marken zu dem erstandenen Herzogtum Kärnten in näherem, zum Nationalherzogtum Bayern in entfernterem Abhängigkeitsverhältnisse.

So bestimmte es Otto II. im Jahre 976.

Wer sollte nun Anlaß und Möglichkeit gehabt haben, hier im großen Maßstabe zu germanisieren?

Der Herzog von Kärnten?

Nun, so recht germanisiert war sein Land selbst noch nicht! Auf zwei Wegen rückte das deutsche Volkstum hauptsächlich im eigentlichen Kärnten vor; im Puster-

tale nach Osten und von Norden her, aus dem Ennstal kommend, durchs Liesing ins Murtal und dann von da ins Drautal, namentlich über das Gurktal; dort oben im Olsatal steht Friesach, trotz seines slavischen Namens voll deutscher Burgen und Ausgangspunkt zahlreicher deutscher Adelsgeschlechter. Aber vereinigt haben sich diese beiden deutschen Ströme noch heute nicht ganz; wo die Gurk zur Drau kommt, ist schon nicht mehr geschlossenes deutsches Sprachgebiet, Klagenfurt wird von slovenischem Wesen umflutet!

Abgesehen von der Frage nachhaltiger Kraft hatten die Kärntner aber auch ein näherliegendes und augenscheinlich wichtigeres Kolonisationsgebiet in der Mark Aquileia, dort wo die Handelsstraße über Clemaun ans Meer gelangt, im einst so genannten *Metanien*.

Hier hatten die Ungarn vielleicht am meisten gewütet, war es doch ihre Einfallspforte nach Italien; hier war auch früh schon zahlreich wendisches Volk in die von Avarn und Ungarn geschaffenen Lücken eingedrungen,¹⁾ hier war noch kein so lebhaftes, früh erstandenes Nationalbewußtsein zu bekämpfen, wie weiter westlich, wo das Städtewesen, das die Langobarden weit glimpflicher behandelt hatten als die nördlichen Germanenstämme, nun erst recht emporkam, wo für eine fremde Volkssiedlung wenig Raum und heftigster Widerstand zu erwarten gewesen wäre.

Es hätte wohl einer der Bischöfe oder Markgrafen deutscher Abstammung, an denen es damals in der Mark Verona nicht fehlte, eine kleine Siedlung, wie Folgareit, in den lessinischen Bergen oder einer sonstigen verödeten Landschaft veranlassen können, aber eine Besiedlung in großem Maßstab hätte in jener Zeit nicht erfolgen können, ohne einen zahlreichen Adel herbeizuziehen, der wieder Burgen mit deutschen Namen gegründet haben würde, wie solches in Südtirol und in der Mark Aquileia auch die Germanisierungsarbeit jener und einer späteren Zeit kennzeichnet.

Aber in Cimbrien ist keine Spur deutscher Burgen, und wenn einige deutsche Adelsgeschlechter emporkamen, wie die Ezzelini da Romano, die Arco (Bogen), die Castelbarco, so würde man solches auch für viele andere Punkte Italiens feststellen können.

Wollte man aber auch die Zeit nach 952 einer deutschen Masseneinwanderung für ebenso günstig erachten, als sie ungeeignet dafür war, lange hätte eine solche nicht gedauert.

Im 12. Jahrhundert ist auch in dieser Gegend die Entwicklung des Städtewesens zur Selbständigkeit soweit vorgeschritten, daß die kleinen Republiken einander befehdeten; im Jahre 1142 trugen die Bürger von Verona über die von Padua einen großen Sieg davon. Vicenza stand mit Verona im Bunde.

Es mag vielleicht nicht allzu schwer in die Wagschale fallen, daß auf den Roncalischen Feldern neben den Bischöfen von Turin, Pavia, Piacenza etc. auch die von Verona, sowie der Patriarch von Aquileia über die Geschicke Italiens mitberieten (1158); aber der Bund, den anno 1163 Verona, Padua und Vicenza mit Venedig abschlossen, zeigt doch wohl die Städte der Mark in einer Selbständigkeit, die eine Kolonisationsarbeit, wie sie die Deutschen damals im slavischen Osten betrieben, kaum möglich erscheinen läßt!

Von der Gesinnung der Veroneser giebt es übrigens auch ein treues Bild, daß sie dem Barbarossa, der ihnen nie traute, die bekannten Hinterhalte bei der Chiusa

¹⁾ Paul. Diac. de Gest. Langob. L. IV. Cap. 25, 42.

legten, die dem Wittelsbacher Otto Ruhm und dann das Herzogtum Bayern eintrugen.

Eine spätere Zeit kann nicht mehr in Frage kommen, um zu erklären, woher die Verbreitung der deutschen Sprache um Vicenza stammt, die es ermöglichte, daß im Jahr 1311, kurz vor einem neuen Kampf zwischen Vicenza und Padua, Singofredo Ganzera (ist das kein deutscher Name?), um den anwesenden Paduanern nicht verständlich zu sein, in deutscher Sprache zu seinen Mitbürgern redete!

Also muß das germanische Wesen dieser Gegend weiter zurück, auf die Zeiten der germanischen Wanderungen zurückgeführt werden!

Es frägt sich nur, auf welchen germanischen Stamm sollen, müssen wir es zurückführen?

Am einfachsten — auf die Langobarden?

Nein, unmöglich, wie weiterhin zu erörtern sein wird.

Auf welchen sonst?

In dieser Hinsicht kann das erlösende Wort, nachdem die Geschichtsquellen sich darüber ausschweigen, nur gefunden werden, wenn wir die neuesten Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete deutschen Siedlungswesens auf dieses Gebiet anzuwenden versuchen.

Freilich geht dies nicht so, daß wir ein anderwärts bewährtes Schema einfach anwenden, aber bei richtiger Ausnützung des in anderen Gegenden Gefundenen soll es, dünkt mich, gelingen, auch hier ein befriedigendes Ergebnis zu gewinnen.

Zunächst muß nun freilich etwas weit ausgeholt werden. Hierbei gedenke ich mich, wie auf die neueren Forschungsergebnisse überhaupt, so auch auf das zu stützen, was ich selbst ermittelt zu haben glaube und; nicht ohne ermunternden Beifall von berufener Seite, in drei Abhandlungen niedergelegt habe, die ich nun zwar anziehen, aber natürlich nicht eingehend wiedergeben kann. Es sind das:

1) Die fränkischen und alemannischen Siedlungen in Gallien, Straßburg 1894.

2) Die Ortsnamen des Metzger Landes in ihrer geschichtlichen und ethnographischen Bedeutung, im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte, 1897.

3) Germanische Siedlungen in Lothringen und England, im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte, 1900.

Ich werde diese Abhandlungen in den nachfolgenden Ausführungen bloß als I., II. und III. anführen.

Daß ich dabei manches nicht veröffentlichte Forschungsergebnis mitverwerten werde, wird der Sache hoffentlich nicht zum Nachteil gereichen.

III.

Die ersten Germanen, die im Römerreich sich dauernd niederlassen durften, mögen wohl fränkischen Stammes gewesen sein, ihre Ansiedlung erfolgte am Ausgang des dritten Jahrhunderts in Gallien unter ziemlich demütigenden Bedingungen, als eine Art Militärgrenzer, als *laeti*. Sie erhielten Ländereien, die Bestandteile des *ager publicus* waren oder jedenfalls als solche behandelt wurden, nicht zum Eigentum, auch nicht als *possesores*, sondern als eine Art Kolonen, mit Verpflichtung zum Kriegsdienst. Sie hießen *laeti*, wie schon Grimm annahm, dem ich nun unbedingt beipflichte, weil sie keine Grundeigentümer, resp. keine Glieder einer Genossenschaft waren, die als Herrin auf eigenem Besitz wirtschaftete, und solche Besitzlose scheinen

den Germanen weniger als freie, ingenui, vielmehr minores, wie die späteren Gesetzestexte sagen, late (got. lats = träge, gering,) gewesen zu sein, daher letz i. e. schlecht, unrichtig; der Letzte.

Diese »laeti« scheinen nirgends ihre Sprache durchgesetzt zu haben, auch auf die Ortsnamen der Gegend ließ sich bisher ein Einfluß derselben nicht nachweisen, sie wurden wohl durch ihre Stellung, namentlich durch den Kriegsdienst schnell romanisiert, wie ja auch sehr begreiflich. Wie sollten sie in einem wohlgeordneten Staatswesen mit ausgebildeter Schriftlichkeit der Verwaltung, ja mit einem richtigen Kataster, andere Namen ihrer Siedlungen, als die ihnen amtlich erteilt wurden, haben einführen und in Gebrauch bringen können!

Anderes war es schon mit den später als Konföderaten zugelassenen Germanenstämmen, Burgundern und Franken. Zum Teil war die Zulassung ja nur eine Form, die verschleiern sollte, daß man die umgebenden Gaste nicht mehr loszuwerden vermochte.

Diese ließen sich in einer Form nieder, die annehmen läßt, daß für diese Stämme noch im wesentlichen galt, was Tacitus im 26 Kapitel seiner »Germania« berichtet.¹⁾

Sie bedeckten nämlich das Land mit Markgenossenschaften, zu denen sie mit Vorliebe, wie sehr natürlich, sich die günstigsten gelegenen Fluren, namentlich solche aussuchten, wo auf ebenem Boden der Pflug am bequemsten zu ziehen war.

Insofern scheint sich ihre Ansiedlungsweise wenig von der zu unterscheiden, welche germanische Völker überall da beobachteten, wo sie als Eroberer auftraten, wie die salischen Franken in einem großen Teile von Belgica II, vor den Eroberungen Chlodwigs, die Alemannen im Decumatenland, in Germania I, und wohl auch in Helvetien und in Teilen Rätiens. In den letzteren Gebieten haben sie allerdings sich wie die Bajuwaren am rechten Donauufer unter einer gewissen Oberhoheit Theodorichs niedergelassen.

Alle diese erwähnten Landnahmen haben das Charakteristische, daß die auf Grundlage verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit erfolgte genossenschaftliche Ansiedlung eine Menge patronymischer Bezeichnungen zu Ortsnamen verwandelte (wie I. S. 10 ausgeführt ist). Sogar bei den Burgundern, die doch nicht ganz freiwillig nach Sabaudia verpflanzt worden waren, trifft das wenigstens für ihre Sitze nördlich des Lemanus zu, trotz der in ihren Gesetzen geregelten Niederlassung in Form des Hospitats.

So sehen wir die von Germanenstämmen besetzten, obengenannten Gegenden des Römerreichs heute von einer großen Menge von Ortschaften bedeckt, deren Name mit einer, in manchen Gegenden ermüdenden, Einförmigkeit auf -ingen, -ing, -ingheim, -inghausen, -inghofen endet,²⁾ während der erste Teil des Namens meist einen alten germanischen Personennamen, teils ganz, teils in der Kurzform³⁾ enthält, wie Sigmaringen, Sendling etc. Verwelscht lauten solche Ortsnamen dann wohl: Marange (Mehringen), Berlens (Berlingen) u. s. f.

Es kann hier nur angedeutet werden, daß nicht alle Orte auf -ing oder -ingen notwendig frühere Markgenossenschaften sein müssen, daß es in den Gebirgen der Schweiz manche Orte solcher Benennung gibt, die zwar einer Sippe gemeinsam

¹⁾ S. III, 6.

²⁾ Daß ich nicht alle -ingheim etc. gleich einer alten Sippensiedlung setzen will, habe ich in III, S. 37, ausgeführt.

³⁾ Vgl. III, S. 13.

gehört haben dürften, die aber für eine Ansiedlung einer Markgenossenschaft zu wenig Land gehabt hätten; anderwärts, in Bayern, treffen wir die noch nicht ganz aufgeklärte Tatsache, daß zwar zu beiden Seiten der Isar aufwärts bis an das Gebirge und östlich bis nahe an den Inn die -ing ganz wie die -ingen im Westen, frühere Markgenossenschaften darstellen, daß aber weiter östlich die ganz massenhaft bis an die Traun⁴⁾ auftretenden Orte dieser Benennung, wie schon ihre enorme Dichtigkeit beweist, nicht alle Markgenossenschaften gewesen sein können, während es jetzt meist weilerartige Siedlungen sind, wobei wir hier nicht untersuchen wollen und können, was die schon von v. Maurer beobachtete frühzeitige Auflösung der für die älteste Zeit doch auch hier vorauszusetzenden (?) genossenschaftlichen Siedlungen in Gruppen von Höfen veranlaßt hat.

Vorgekommen sind aber Hof-siedlungen, auch neben Siedlungen größeren Umfangs, bei den Germanen wohl allerwärts. Im Gebiete, das von den Ufern des Lechs bis nach den Niederlanden reicht, kommt für solche kleinere Siedlungen der Name -weil, -weiler, -wyl, -wülen vor. Daß diese Benennung auf vorgermanisches Wesen zurückgeht, ist jetzt ziemlich allgemein anerkannt.⁵⁾

Viele solche Siedlungen haben Namen, die auf -hofen, -hausen enden, namentlich möchte ich jene hierherrechnen, bei denen der vorhergehende Personennamen im Genetiv steht, der besitzanzeigend hier offenbar einen Einzelnen als Herrn nennt, was zur genossenschaftlichen Siedlungsweise nicht paßt.⁶⁾

Zu diesen Formen älterer Ortsnamen, die in den Gegenden, wo die Ansiedlung auf römischem Reichsboden erfolgte, fast immer einen Personennamen enthalten, kommen die Namen auf -heim, -ham, -kam, -kon, auf -ingham -inghofen, wobei bemerkt werden soll, daß -heim, im Westen vorherrschend, meist größere Dörfer, -ham, bayerisch, gleich -ing, bald solche, bald nur Weiler bezeichnet.⁷⁾

Eine andere Form, die namentlich im Osten Deutschlands ungeheuer oft auftritt, ist die auf -dorf.

So alt das Wort an sich ist, kam es in dem Sinne von vicus doch erst, wie ich überzeugt bin, nach dem 6. Jahrhundert in Gebrauch und noch später zu häufiger Anwendung; erst in einer Zeit, da ein Kolonendorf nicht mehr, wie das fränkische Heim und das angelsächsische Ham, die Sala des Herrn umfaßte, sondern wo Dorf bereits im Gegensatz zum Herrnsitz der Burg stand, wie auch zur befestigten Stadt, als der Wohnort der Unfreien, der »Dörpers«.

Ein solches Dorf hieß gar nicht einmal immer nach dem Herrn, der gar viele solche Dörfer haben konnte, sondern auch wohl nach dem herrschaftlichen Schultheiß, wie wenigstens für Schlesien erwiesen wurde.

Darum finden wir diese -dorf massenhaft auf kolonisiertem Slavenboden, in Kärnten, Krain, Steiermark wie östlich der Elbe.

Der Zeit der Rodungen entstammen die meisten der Ortsnamen auf -bach, und natürlich auch der auf -schwand, -reuth, -rode, auch die Namen auf -feld werden nicht jünger sein. Alle möglichen Endungen anzuführen, hätte keinen Zweck, es

⁴⁾ Von der Traun bis zur Ybbs sind diese Namen seltener, unter der Ybbs sind sie es noch mehr, eine beachtenswerte Verdichtung erfolgt dann wieder um Wien.

⁵⁾ So Kluge, Etymologisches Lexikon, V^o weiler.

⁶⁾ Bei -inghofen etc. kommt es darauf an, ob man den Ortsnamen im Einzelfalle aus inga als adjectivum possessivum oder aus einem Genetiv plural inga erklären darf.

⁷⁾ Der Gegensatz von Heim als Herrnsiedlung zur freien Mark kann hier unerörtert bleiben.

genügt das Bisherige, um dem Leser, dem solche Dinge fremd geblieben sind, zu zeigen, daß das Vorherrschen gewisser Endungen uns andeuten kann, in welcher Zeit und in welchen sozialen oder wirtschaftlichen Verhältnissen ungefähr eine Gegend von ihren deutschen Bewohnern in Besitz genommen worden ist.

Die älteste und wichtigste »Leitform«, wenn es gestattet ist, diesen an die Naturwissenschaften anklingenden Ausdruck zu gebrauchen, ist aber die der -ingen, resp. -ing.⁴⁾

Es ist äußerst instruktiv, zu verfolgen, wie sich diese Form regelmäßig an ein bestimmtes Terrain mit Vorliebe anlehnt, anderes sichtlich vermeidet.

So finden wir, um es kurz anzudeuten,⁵⁾ das wellige Lothringen und Luxemburg von ihnen bedeckt, dagegen die Berglande des Hunsrücks wie der Eifel völlig frei von nennenswerten Gruppen, dafür im Wald- und Bergland bei Cusel und Ottweiler die massenhaften -weiler; so ist auch der Schwarzwald nur sehr wenig mit solchen patronymischen Ortsnamen ausgestattet, wenn man damit die reiche Fülle vergleicht, die andere schwäbische Länder aufweisen; so nehmen die -ingen gegen den Bodensee zu schon nördlich davon, im stark coupierten Terrain, sichtlich ab, wogegen hier die dichteste Masse -weiler auftritt, die Deutschland überhaupt hat; in der Schweiz, wo dann die -weiler die enormste Verbreitung haben, ziehen sich die -ingen in den Flußtälern der Thur, Reuß und Aar weithin, während an den Hängen der Berge die -weiler vorherrschen.

Und wie steht es in Bayern und Österreich?

Ins Allgäu verirrt sich kaum eines dieser -ingen, über die Hügel um den Ammersee und Würmsee dringen gar wenige -ing hinaus, das ganze Bezirksamt Garmisch enthält kein einziges; so geht es weiter nach Osten, selten sind diese Namen in den Ämtern Tölz und Miesbach; fast unauffindbar sind sie im Berchtesgadner Land, selten im gebirgigen Teile des Salzkammerguts und von Oberösterreich; in Niederösterreich sind sie ohnehin schon stark in Abnahme; auch in ebeneren Gefilden.

Dies wird jene nicht wundern, welche wissen, daß unsere Ortsnamenform überhaupt ihre große Rolle bei der Siedlung germanischer Völker im Römerreich (einschließlich Englands), namentlich vom 4. bis 6. Jahrhundert spielt, aber den Deutschen bei Kolonisierung slavischen Bodens, in einer Zeit, da der Sippenverband aufgelöst, auch sonst für die genossenschaftliche Siedlung keine günstige Zeit mehr war, nicht mehr folgte, namentlich nicht jenseits der Elbe und Saale.

Wenn am rechten Donauufer die -ing auch über die Enns, die Grenze bayerischer Herrschaft zur Merovingerzeit, sogar über die Ybbs hinaus bis nach Steiermark reichen, ja um Wien in echt altgermanischer Form (mit der Kurzform des Personennamens) wieder häufiger werden, so wird dies nicht allein dadurch erklärt, daß die Bayern die sehr gewohnte Form, die sie schon zur Weilerbenennung im Inn- und Hausruckviertel angewendet, mitbrachten, sowie daß in dieser Gegend auch slavisches -ica in -ig, -ing germanisiert wurde, sondern man stieß beim Vordringen in diese Gegenden zur Karolingerzeit, wie Müllenhof schon aus der Entwicklung des Namens von Wien geschlossen hat, sicher auf germanische Reste, die die Avarn und Wenden überdauert hatten.

Bei dieser für unsere Untersuchung sehr nötigen Ausführung haben wir der

⁴⁾ Das gleichwertige -ungen wird uns bei unserer Untersuchung nicht weiter beschäftigen.

⁵⁾ Näher behandelt I, Kap. 1, 3, 4.

drei großen germanischen Völker keine Erwähnung gethan, die sich tiefer im römischen Reiche niederließen, der Ost- und Westgoten und der Vandalen.

In der Tat haben diese auf die Nomenklatur der eroberten Länder kaum einen erkennenswerten Einfluß geübt. Den Westgoten schreibt man einige Namen auf -auberge, mit germanischem Personennamen davor, zu, die man tief im Süden Frankreichs antrifft, die Vandalen hat das Schwert der Byzantiner (oder ihrer deutschen Hilfsvölker!) von der Erde vertilgt und das gleiche Los hat, wie man annimmt, die Ostgoten getroffen.

Daß auch die Westgoten sich anders verhielten, als ihre westgermanischen Stammesgenossen, wird leicht damit erklärt, daß sie im Verhältnis zum eroberten Gebiete sehr wenig zahlreich waren, infolgedessen bei dem Überschuß an Land und Leuten nirgends nötig hatten, neue Siedlungen wirtschaftlicher Natur zu gründen, sondern sich einfach als Herren in die bestehenden Orte hineinsetzten. Die ersten Jahre ihres Aufenthaltes in Südgallien hatten sie, ohne zu einer Landteilung zu schreiten, nur von Abgaben des unglücklichen Landes (besonders an Korn) gelebt.¹⁾

Anders verhält es sich mit den Langobarden, welche, obschon sie sich spät erst in ihren definitiven Sitzen in Italien niedergelassen, dort ein Verhalten eingeschlagen haben, welches vielfach und in wesentlichen Punkten dem ihrer Stammesbrüder zu vergleichen ist.

So finden wir in ihrem ersten Siedlungsgebiet zwischen Alpen und Apenninen noch jetzt, obwohl gerade Italien sich für die Erhaltung deutscher Ortsnamen als sehr ungünstiger Boden erwiesen hat, immerhin einige Dutzend Ortsnamen auf -engo, -enga, -enghe; ich habe deren bisher etwa 70 in der lombardisch-venezianischen Ebene ermittelt, ein anderer wird mit besseren Karten und Nachschlagwerken vielleicht noch mehr ermitteln; Steub spricht, glaube ich, von 200.²⁾

Daß dieses -engo, wie die häufigste Endung lautet, unserem -ingen entspricht, wird allgemein zugegeben, auch ist bekannt, daß die Langobarden ihr Volkstum in Herzogtümer, in Comitate oder Sculdace, diese in Decanien oder Zehntschaften einteilten, welche wieder in Farae oder Sippen zerfielen.

Eine Niederlassung einer »Fara« dürfte wohl eine Benennung erhalten haben, welche dem Patronymicum der Fara entsprach. Die Ortsnamen bestätigen diese Annahme recht deutlich, Farfengo, Farisengo sind eben Fara Fengo, Fara Isengo, (vergl.: Fara Olivana, nicht weit von jenen). Die Zahl von 70, ja von 700 Farae wäre freilich recht klein; auf etwas wie 25000 Farae darf man das langobardische Volk doch schätzen, auch wenn man annimmt, wie mit Recht meist geschieht, daß die Langobarden unter veränderten Umständen mit viel geringerer Volkszahl die Unterwerfung Italiens durchsetzten, als die weniger glücklichen Ostgoten hinzuführen in der Lage gewesen waren. In einem, trotz aller Verwüstungen immer noch dicht besiedelten Lande werden eben die Eroberer großenteils sich in bestehende Ortschaften eingemischt haben, wie die Ripuarier in die hunderte von -iacum, später -ich, wie sie besonders im Südwesten von Köln vorkommen; ein Anlaß, den alten Namen, der sich bei den zahlreichen Romanen erhielt, abzulehnen, war nicht gegeben, im Gegenteil war der Name auf -ingen, wie ich I, S. 3 ff. ausgeführt habe,

¹⁾ Es steht dahin, ob nicht einige Ortsnamen im Limousin auf gotische Sippensiedlung hinweisen könnten. Vergl. I, S. 52.

²⁾ Verschwundene Namen auf -engo bei Dietz, Grammatik der romanischen Sprachen.

eigentlich nur ein Name einer Personengruppe, der mangels einer anderen Bezeichnung zum Ortsnamen wurde; viele Namen aber mögen sich verloren haben, wie ja auch kein Grund besteht, zu bezweifeln, daß manche jener Gründungen im Laufe der Zeiten verschwunden sind, was auch bei uns vielfach vorgekommen ist. Immerhin dürfen wir annehmen, daß da, wo die meisten Langobarden als Landbesiedler, wenn auch mit eingeborenen Knechten, sich niederließen, nicht also bloß große Herren, nach Art der fränkischen Antrustionen, auch die meisten Namen dieser Art sich erhalten haben werden, während für Gegenden ohne solche Namen eine dichte langobardische Besiedlung erst anderweitig wahrscheinlich zu machen wäre.

Darnach hätte aber die Haupt-Volkssiedlung der Langobarden im westlichen Teile Oberitaliens, im damals sogenannten Ligurien, stattgefunden. Sehr natürlich, denn so gruppierten sich die Volkssiedlungen um die Hauptstadt Pavia, und die Heeresmacht hatte ihren Schwerpunkt in der Richtung, wo damals der gefährlichste Nachbar stand, der Franke, gegen den man sich bald mit den Bajuwaren in ein näheres Verhältnis einließ. Der größte Teil dieser Orte liegt in den Provinzen Brescia (also nahe Brescia, einem Lieblingsaufenthalte der langobardischen Großen), Lodi-Crema, Cremona, Bergamo, Casale, Asti, Novara, Vercelli, auch in den Bezirken von Pallanza, Torino, Ivrea, Como, Sondrio kommt die Form -engo vor, fast alle sobenannten Orte liegen am linken Ufer des Po, alle, soweit ich ihre Lage ermittelte, außerhalb des Gebirges²⁾ im ebenen Pflugland und, wie man schon mit Befremden bemerkt haben wird, außerhalb der früher deutschen Bezirke!

In der Tat finden sich diese -engo im östlichen Oberitalien fast gar nicht. Außer einem Falle im Mantuanischen sind da zu erwähnen drei Orte bei Verona, in Anlehnung an die Brescianer Gruppe nahe dem Gardasee. Am linken Etschufer fehlen diese Ortsnamen völlig, nur weit östlich in der Provinz Treviso kommen wieder ein paar solche Ortsnamen vor: Merlengo und Porcellengo, das gar nicht sehr germanisch aussieht. Also in Cimbrien wie in Friaul keine Spur dichter langobardischer Niederlassung!³⁾

Aber im ersteren Gebiete findet sich auch kein einziger Ortsname, der dem Charakter der späteren Epoche entspräche, überhaupt keine Spur von der bei deutschen Siedlungen des Mittelalters so vorherrschenden Personalität in der Ortsbenennung! Kein -dorf, kein -hofen, keine ähnliche Benennung.

Ein Castelgomberto deutet offen auf einen Herrn der herrschenden Nationalität, sei es ein Langobarde oder ein Franke, auf keinen Fall auf einen Angehörigen des dunklen, bescheidenen Volks, dessen Spuren wir hier begegnen. Denn das scheint die natürlichste Lösung und Erklärung: diese Bevölkerung, die hier jahrhundertlang ihre Sprache erhalten hat, war, trotz des Selbstbewußtseins, das eine solche Zähigkeit vorauszusetzen scheint, kein Herrenvolk!

Darum konnten sie den Siedlungen keine Namen geben, weil die Benennung nach den Herren erfolgte, wo überhaupt Anlaß zu Neubenennung vorlag, auch die Fara, die Sippe überträgt ihren Namen auf ihre Mark nur, soweit sie dieselbe

²⁾ Nur eine Gruppe liegt tief in den Alpen, von diesen Orten weiter unten mehr.

³⁾ Es ist zuzugeben, daß einige -engo aus vorgermanischem *inco* entstanden sind; für unsere Schlußfolgerungen ist es gleich, ob so ein paar Ortsnamen wegfallen, bei den allermeisten -engo ist der germanische Personennamen noch erkennbar, die Sache damit außer Zweifel, aber auch Martinengo und dergl. Namen finden ihr Gegenstück in Flauring, Moritzing etc.

als freie Markgenossenschaft besitzt; Läten haben, wie gezeigt wurde, ihren Wohnsitzen in der Ortsbenennung ihren Stempel nirgends aufzudrücken vermocht. Ja gerade diese inferiore Stellung des Volkes könnte die Zähigkeit erklären, mit der es Jahrhunderte an seiner Nationalität, an seiner Sprache inmitten einer romanischen Bevölkerung festhielt. Denn darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, daß die Romanisierung des Volkes bei Burgunden und Langobarden von den oberen Gesellschaftsklassen, d. h. für jene Zeit von den Fürsten, ihren Beamten und Gefolgen und endlich zum größten Teile von den zu hohen kirchlichen Würden gelangten Volksgenossen ausging. Diesen imponierte die römische Bildung, die verfeinerte Sprache, in der sich die germanischen Könige seit Guntram dem Franken mit Vorliebe versuchten (ein noch älteres Beispiel wäre Amalasantha), das Verwaltungstalent der Römer und wohl nicht zum mindesten ihre Geschmeidigkeit, ihre Gefügigkeit, die angenehm abstach von der Rauheit der Volksgenossen, die sich da benahmen wie jener Franke bei Teilung der Beute des Siagrius.

Die Langobarden hatten denn auch schon vor ihrer Unterwerfung unter die Franken, auch wo sie am dichtesten saßen, ihre Sprache meist aufgegeben und hier in Cimbrien, wo sie gar nicht als Massensiedler nachzuweisen sind, sollten sie sich noch viele Generationen hindurch erhalten haben? Die Betrachtung der Toponymie leitet uns also zur Annahme der Einwanderung eines Germanenstammes in die Hügelland des Berico und der Euganei, in die Gefilde zwischen ihnen und den Alpen und in die Täler nicht nur um Schio und Marostico, sondern auch in die östlichen Seitentäler der unteren Etsch und in das Etschtal (das Lägertal) selbst, unter Bedingungen, die die Siedler nicht zu freien Grundbesitzern machten.⁴⁾

Eine solche unter langobardischer Oberhoheit wäre ein Vorgang, der an sich ein unter Germanen unerhörtes Verhältnis darstellen würde; andererseits ist auch nicht das mindeste von einem ähnlichen Vorgang geschichtlich überliefert.

Zwar hatten die *leges Langobardorum* Bestimmungen für Nachzügler, sogenannte *Warengang*, aber weder ist anzunehmen, daß sie in Ueberzahl kamen, noch daß man so töricht war, diese fremden Elemente alle an eine Stelle zusammenzudrängen, noch wurde ihnen eine so niedrige Stellung zugemutet. Da an die Zeit nach der fränkischen Eroberung noch weniger zu denken ist — wie sich eine deutsche Besiedlung aus solcher Zeit toponymisch äußerte, haben wir oben S. 55 gesehen, — so kehren wir zur Möglichkeit einer Lätensiedlung unter römischer Herrschaft zurück. Sie müßte aber kurz vor dem Untergang der letzteren stattgefunden haben, sonst hätten römische Verwaltung und besonders römisches Kommando diese Militärgrenzen unfehlbar verrömert.

Die *Notitia dignitatum* kennt eine Reihe von Siedlungen, die man wohl als »lätensche« ansehen darf, in Italien und namentlich in Oberitalien.

Aber diese Hilfsvölker heißen hier *gentiles*, und was wichtiger, alle *Sarmatae*!

Eine erkennbare Spur hat keine zurückgelassen, germanische »gentiles« aus der Zeit der *Notitia* wären sicher ebenso verschwunden, wie in Gallien auch.

Auch die Römer hätten natürlich ihre *laeti* niemals alle auf einen Raum zusammengedrängt, dazu war man doch zu vorsichtig. Bei den Förderaten war es freilich anders, da tat man, was man tun mußte!

In der Zeit nach dem Jahr 400 — um diese Zeit wird die *Notit. dign.*, die bekannte römische Rang und Quartierliste verfaßt sein — war für Lätensiedlung

⁴⁾ Dies bestätigt Galani a. a. O., S. 151 und 162.

keine Zeit mehr, jetzt durchzogen schon Vandalen, Ost- und Westgoten etc. das Reich, seit dem Jahr 406 bildete selbst der Rhein eine Zeitlang keine Grenze mehr, ganz Gallien war verwüstet, jetzt hätten wohl Germanen sich zu so niedriger Stellung gar nicht mehr herbeigelassen.

So etwa liegt die Sache und es scheint nur noch die Frage zu erörtern, ob nicht etwa an Goten zu denken sei, die doch auch eine mächtige Volkssiedlung innerhalb der Grenzen Italiens gegründet haben.

Aber diese wurden ja von den Byzantinern vernichtet, was übrig blieb, vertrieben, in unbekanntem Gegenden ist der Rest mit anderen Völkern verschmolzen. So scheinen die deutschen Forscher die Sache in der Regel sich zurecht gelegt zu haben, kaum daß ein Dahn oder Steub in den Bewohnern der Täler um Meran Nachkommen der edlen Ostgoten zu erblicken glaubte, oder daß ein Steub darauf hinwies, daß in den deutschen Gemeinden Oberitaliens Langobarden und Goten sich verschmolzen haben könnten.¹⁾ Ja selbst die freiheitsliebenden Bewohner des oberen Wallis sprach Steub einmal flüchtig als präsumtive Goten an. Dasselbe äußerte, ohne nähere Begründung, in Bezug auf Wallis und Gotschee, Wilser in seinem Stammbaum der Germanen (Bonn 1895).

Viel Anklang fanden solche Anregungen nicht. Da erstand der Gotentheorie ein gelehrter Vertreter jenseits der Alpen in Galanti, in seiner Schrift *I Tedeschi sul versante meridionale delle Alpi*, Roma 1885.

IV.

Die genannte Arbeit Galantis zeugt von eingehendem Studium der Geschichtsquellen, der einschlägigen Literatur und berücksichtigt auch ein bedeutendes Urkundenmaterial, vor allem aber verrät sie, obschon der Verfasser natürlich feurigen Patriotismus an den Tag legt, ein ehrliches Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis und, was ihr besonders Wert verleiht, ein sehr gesundes Urteil.

Gewiß sollten Sätze, wie jener S. 133: *E se ne lagnino pure. Noi Italiani non possiamo che rallegrarcene, nella speranza che col tempo la nostra lingua, acquistando sempre terreno in tutti i distretti tedeschi e slavi di qua delle Alpi fino al Brennero e alle vette nevose delle Giulie, possa darci il diritto di aspirare anche per ragioni ethnologiche a quei naturali confini, che la storia (?) la geografia e i bisogni della difesa nazionale ci assegnano aus einem Werke wegbleiben, das Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht, ohne die ja die ganze 252 Seiten starke Untersuchung überhaupt keinen Wert besäße; aber so sehr sie mein vaterländisches Gefühl verletzt, das gerade ein patriotisch empfindender Schriftsteller auch bei Angehörigen anderer Nationalitäten, für die ein Gelehrter doch auch schreibt (oder trifft das hier nicht zu?) achten sollte, ich muß doch bekennen, daß das Übermaß patriotischer Empfindung das Urteil Galantis mir nur sehr wenig zu trüben scheint, so daß seine Arbeit schon darum alle Beachtung verdient.*

Was dem Verfasser der *»Tedeschi«* fehlt, ist eine Kenntnis deutscher Siedlungs-, deutscher Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, aber wie viele deutschen Historiker haben auf das in Frage stehende Thema die Ergebnisse der gedachten Disciplinen anzuwenden versucht?

Galanti geht davon aus, — der mir zugemessene Raum verpflichtet mich, nur in aller Kürze zu referieren — daß die Geschichte der Ostgoten in Italien keines-

¹⁾ Vergl. Steub, *Herbsttage*, S. 242 ff.

wegs mit der Niederlage unter Teja zu Ende ist, wie man aus Geschichtsbüchern, die etwas knapp gefaßt sind, wohl schließen möchte. Er weist auf das hin, was uns oströmische Quellen über den Fortgang des Kampfes berichten.

Man vergleiche hierzu Dahn, die Könige der Germanen, Band II. Die im Felde stehenden Goten zogen sich nach der Niederlage unter Totila nach Pavia zurück und erhoben den Teja. Damals standen die Franken, die, sehr treulos gegen die Goten, unter dem Vorwand, ihnen zur Hilfe zu kommen, nur für sich selbst Machterweiterung anstrebten, in Venetien. Den Weg dahin durch das Vinschgau kannten sie nur zu gut seit ihrem Raubzug von 539.

Teja, der für sein Heer des Kriegsschatzes in Cumae bedurfte, vereinigte seine Truppen mit der Besatzung dieses Ortes und fiel heldenhaft kämpfend in der mehrtägigen Verzweiflungsschlacht am Vesuv, 552. Dem überlebenden Reste der unvergleichlichen Kämpfer bewilligte Narses freien Abzug aus Italien; ihnen schlossen sich die Trümmer des Gotenvolkes in Italien zum Teile an. Aus welchen Gegenden zogen solche mit? Das wissen wir freilich nicht, aber, es wird sich das später als wichtig herausstellen, es ist klar, daß sie nicht aus der Gegend von Venetien kamen, wo alsbald Goten, ermutigt durch den Zuzug von Hilfsvölkern unter den Alemannenfürsten Leutharis und Butelin, sich aufs neue erhoben. Am Po sammelten sich diese Streitkräfte 553.

Waren das dieselben, die in Süditalien auf Abzug kapituliert hatten? Ich glaube nicht.

Wohin waren aber diese gezogen? Das hoffe ich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit später zu zeigen.

Jene Goten, die wir hienach keines, solchen Heldenseelen nicht zuzutrauenden, Wortbruches zeihen dürfen, waren also abgezogen, andere ihres Volks versuchten im Vertrauen auf die Alemannen aufs neue das Glück der Waffen. Aber die Hilfe erwies sich als wenig wertvoll, der *»ferox Alemannus«* hatte es mehr auf Plündern abgesehen. Der Raubzug nach Cumae mißlang, Leutharis zog mit dem, was er erbeutet hatte, der Heimat zu, ging aber am Rückzug zu Grunde (553). Butelin verlor bei Capua, in einer Schlacht, wo Ostgoten gegen Ostgoten fochten, Sieg und Leben. Es wird einem Teil der Goten die fränkisch-alemannische *»Hilfe«* noch unerträglicher geschehen haben, als oströmische Herrschaft (553).

Agathias läßt mit Leutharis sein ganzes Heer bei Ceneda (unweit Conegliano) an einer Seuche zu Grunde gehen; Paulus Diaconus verlegt das Ereignis nach der Etschgegend, was der Absicht des Heimzuges besser zu entsprechen scheint, weiß aber nichts von einer Vernichtung des Heeres. Von einer Schlacht weiß auch Paulus Diaconus nichts, der übrigens den Bruder Leutharis, Butelin, als einen seit dem Einfall der Franken unter Theudebert (547) von diesem bestellten Stellvertreter hinstellt.

Nach anderen Quellen wäre in Oberitalien noch 555 zwischen Franken und byzantinischen Truppen (letztere meist Heruler, Warnen, jetzt wohl auch Goten) gekämpft worden. Noch im Jahr 563 soll Narses in Oberitalien zwei feste Städte, Brescia und Verona, eingenommen haben. Nach Anderen wieder hätte Narses erst im Jahre 566 die Pazifikation Oberitaliens vollendet (Galanti S. 65). Gerade in diesem Zeitpunkte aber ging das Land an die Langobarden verloren (568), die wohl schon seit ihrem Hilfszug gegen Totila ein Auge auf das Land geworfen haben mochten.

Waren nun damals die Goten rein von der italienischen Erde vertilgt? Schwerlich!
»Itaque deleta, ut dictum est vel superata Narses omni Gothorum gente«,

drückt sich Paulus aus (L. II. C. 5.), der noch ausgiebige mündliche Überlieferungen zur Verfügung gehabt haben wird.

Wie fanden nun die Langobarden die gotischen Reste — denn gefunden haben sie solche — und wie stellten sie sich zu ihnen?

Gefunden müssen sie welche haben, denn ein Volk, das noch kürzlich unter Vitiges, 150 000—200 000 Streiter aufstellen konnte, das also nicht unter 100 000 Köpfe gezählt haben kann, verliert sich nicht so spurlos. Die Kämpfe der letzten Jahre hatten doch hauptsächlich »Kombattanten« weggerafft, Krieg und Not aller Art die Entstehung eines Nachwuchses nur erschwert, nicht ausgeschlossen. Mit den Kapitulantem vom Vesuv war auch nach dem Gesagten noch lange nicht alles Volk weggezogen. Also muß sich von der allmählich in Venetien, wie man annehmen muß, zusammengeströmten Volksmenge eine Anzahl erhalten haben, die auch auf zu schätzen vermessen wäre, die aber doch, in viele Tausende gegangen sein muß, wenn auch abgelebte Greise und besonders viele Frauen ohne Gatten darunter sich befunden haben mögen. Daß die Goten nicht so ganz vertilgt wurden, hat schon von Glöden, das Römische Recht im ostgotischen Reiche, ausgeführt.

Als Grund, warum wir uns die gotischen Volksreste in Venetien konzentriert denken, ist schon angeführt, daß dort tatsächlich der Widerstand aufs neue aufloderte, daß dort fränkische Truppen und Besatzungen in den festen Orten standen. Es kommt hierzu, daß dort die Flüsse Po, Etsch, und endlich eine Reihe Wildwasser Abschnitte bildeten, die einem anmarschierenden Feind gegenüber Schutz gewähren konnten, während nach Norden und Osten Pässe und Flußtäler, wie die der Etsch, der Brenta, des Tagliamento, des Isonzo und seiner Nebenflüsse sowohl einen Abzug, wie ein zeitweiliges Zurückziehen begünstigen mußten. In der Tat konnten recht wohl noch nach dem Erfolg der Oströmer von 563 oder 566 Flüchtlinge in den Alpentälern sich aufhalten, um bei günstiger Gelegenheit wieder zurückzukehren. Aber auch was sich dem siegreichen Narses unterwerfen mußte (die *gens superata* des Paulus Diaconus) war wohl nicht schlechthin dem Niedermetzeln oder Wegführen in die Sklaverei ausgesetzt. Auf die Menschlichkeit eines Völkerwürgers wie Justinian möchte ich freilich nicht bauen, aber auch sein Haß gegen die Goten und ihren »nefastissimus Totilas« hatte sich wohl etwas abgekühlt, seit er in seiner Konstitution, benannt: *Pragmatica Sanctio Justiniani*, verkünden konnte, daß durch die ganze Geschichte der Gotenherrschaft ein Strich gemacht sei und alles Eigentum wieder an den zurückfalle, der es vor Theodorichs Zeiten besessen habe.¹⁾ Das war vor 565, in welchem Jahre Justinian starb.

Ein Heer, in dem einmal Goten standen, konnte nicht gegen die Unterworfenen grausam sein bis zum Unerhörten, und die Nachfrage nach Sklaven war ebenfalls keine unbeschränkte. Überdies waren ganze Familien mit aller Habe als Kolonen in einem stark entvölkerten Lande für die *civitates*, die *possessores* und für Alle, die in den fraglichen Gegenden sich etwa zum Lohn für Kriegsdienste ansiedeln durften, am Ende eine ebenso gute oder bessere Erwerbung, als Knechte es sein mochten.

Fragen wir also, wo haben die Langobarden die Unterworfenen angetroffen, so sagen wir, diesseits der Polinie, um die Städte Verona, Vicenza, Padua. Fragen wir, wie haben sie dieselben angetroffen, so antworten wir, größtenteils als das, was die *leges barbarorum* bei den verschiedenen Völkern *liti*, *minores*, *lazi*, die

¹⁾ *Corp. jur. civ. Novellen, Aliae aliquot etc.*

Langobarden aber und die Bayern *aldii*, *aldiones* nannten, wenn es sich um Barbaren, *tributarii*, *tabellarii*, wenn es sich um Römer handelte. Wie gestaltete sich aber das Los der Unterworfenen unter den Langobarden? Antwort: geradeso, höchstens trat ein Wechsel in der Person des Grundherrn ein. Daß die neuen Ankömmlinge irgend eine besondere zarte Rücksichtnahme gegen die »germanischen Brüder« eintreten ließen, die sie vor kurzem gemeinsam mit den Byzantinern befehlet hatten (in ganz besonders unangenehm auffallender Weise, möchte ich sagen), wird kein Kenner der Geschichte erwarten.

Sie wurden als »*antiqui barbari*« behandelt, wie es die Goten mit den vorgefundenen nicht-römischen Kolonen auch gehalten hatten, ob diese nun Po-Alemannen oder gentiles Sarmatae gewesen waren. Daß übrigens jene *antiqui barbari* des Cassiodor noch nicht sprachlich entnationalisiert waren, steht sowenig fest, wie ihre Nationalität und die Gegend, wo sie saßen, jedenfalls waren sie von den Römern hübsch verteilt worden.

Daß die Ostgoten zu den *aldii* der *leges* Langobarden ein bedeutendes Kontingent gestellt haben, nimmt auch Gaupp an,²⁾ der wohl mit Recht glaubt, daß einzelne Goten sogar als freie Grundeigentümer vom Langobardeneinfall vorgefunden wurden, kein Wunder, wenn sie im römischen Heere dienten.

Da hätten wir also das Volk, das dichter zusammengedrängt, als es — sehr zum Nachteil der Erhaltung des Volkstums — sonst den Germanen anzustehen pflegte, sich niederlassen mußte, ohne lange wählen zu können, wo das beste, wo das ebenste Pflugland sei, das selbst in die schmalen Alpentäler zu wandern sich entschließen mußte, das Volk, das im 6. Jahrhundert sich in Höfen und Dörfern ansiedelte, ohne daß ein Name eines Häuptlings oder eines Hüfners andeutete, welcher Sippe oder welchem Manne Grund und Boden zu eigen,³⁾ ein in der Geschichte germanischer Siedlung sonst nur unter ganz besonders gearteten Verhältnissen erhörter Vorgang. Wir sagten schon oben, daß es bei den Westgoten einigermaßen ebenso an Personalität der Siedlungsbenennung gebricht: die von den Oströmern fast ganz vertilgten, jedenfalls ihres Besitzes beraubten Vandalen zählen nicht. So erklärt es sich aber auch, dass wenige *confessiones juris Gothici* vorkommen, denn der *aldius* folgt doch dem Rechte seines Grundherrn!

So verstehen wir es aber auch, warum dieses Völkchen sich die Sprache besser erhielt, als die siegreiche Rasse. Denn wenn die Romanisierung des langobardischen Mannes von Gewicht und Rang, die, wie oben erörtert, durch mannigfache Umstände befördert wurde, auf den kleinen Mann unter den Volksgenossen notwendig im Sinne der Beförderung auch seiner Entnationalisierung wirken mußte, so fällt dies bei unserem armen Kolonenvölkchen weg.

Daß die Goten besonders große Zähigkeit im Festhalten ihrer Sprache beweisen konnten (*ut inter Germanos!* möchte man freilich beifügen), das zeigen uns

¹⁾ Die germanischen Ansiedlungen und Landteilungen in den Provinzen des römischen Westreichs. Breslau, 1844, S. 300. Ob seine Ableitung der *aldii* richtig, will ich nicht erörtern, manche denken an die bayerischen »Ehhalten«.

²⁾ Von allen germanischen Ortsnamen, die sich in Cimbrien finden, scheinen mir nur allenfalls Bertesina und Monte Malo einen Personennamen zu enthalten, wenn ich von einigen offenbar jüngeren Bildungen, wie Giogghi, Casperi absehe, alle anderen Namen sind sogenannte *Naturnamen*, wie Tretto, Staffalo, Avio etc. Da solche Namen leicht übersetzbar sind, so geht, sobald die Erinnerung an die deutsche Form verloren ist, jede Spar deutscher Einwirkung verloren. So wenn aus Aichberg Monte Rove, aus Aichberg Rovereto (*la luna*) wird. Oft auch vermeiden die Welschen jedes Erinnern an den deutschen Namen, indem sie dafür einen Heiligennamen substituieren, wie Sta Orsola für Aichberg u. a.

die taurischen Goten, die bis ins 16. Jahrhundert unter den Tartaren ihre Sprache zu erhalten verstanden.

Nach dem Gesagten versteht man aber auch, warum schon im 9. Jahrhundert (845) in einem Placitum Tridentinum neben Langobarden Theutisci erwähnt werden; es sind mit letzteren offenbar keine Langobarden gemeint, da diese unter allen Umständen unter der vorhergehenden Kategorie einbegriffen waren, sondern andere Leute germanischen Stammes, die sich der lingua theutica, wie die Sprache der germanischen Stämme nunmehr im Gegensatz zur Kirchen- und Gelehrtensprache hieß, bedienten. (Die Umgangssprache der Romanen hieß lingua volgare, dasselbe Wort wie thiudisca, das eine von vulgus, das andere von thiuda!)

Die Lombarden waren also damals bereits ganz romanisiert, sonst hätte man die andern Germanen nicht gegensätzlich Theutisci genannt, denn dieses Wort war damals noch nicht alt genug, um nicht in seinem eigentlichen Wortverstand aufgefaßt zu werden, während es die später gewonnene Bedeutung der Bezeichnung einer umschriebenen Gruppe germanischer Völker noch nicht hatte.

Es muß aber eben deshalb auffallen, daß diese Theutisci nicht ihrem Stamme nach bezeichnet werden, ob sie Franken, Bayern, Alemannen waren; sie waren eben nur Leute, die durch ihre Sprache sich von anderen unterschieden, nicht durch ihre Nationalität, denn eine noch so große Anzahl aldiu hatte keine eigene Nationalität, wie sie kein eigenes Recht hatte.

Hier stehen wir an einem Punkt, wo ich von Galanti abweiche. Dieser läßt die Langobarden sich ausgiebig in dem von Goten besetzten Gebiet niederlassen; ich bin von vorneherein der Meinung, daß ihre Volksmenge sich vorzüglich mit gesundem Instinkt, den wir auch sonst oft bei Barbaren finden, um Pavia, wo ein herrliches Land war, in der Richtung der größten Gefahr konzentrierte, und daß auch das, was im Osten blieb, in der Romanisierung ziemlich gleichen Schritt mit dem Volk im ganzen hielt, zumal gerade die Langobarden das Städtewesen in ihrem Reiche besonders begünstigten, auch den Aufenthalt in den Städten früh schon vorzogen, was notwendig und rasch zur Verwelschung führen mußte. Und ich finde meine Annahmen durch die Toponymie bestätigt und denke, Galanti hätte, wenn diese Erkenntnisquelle ihm zur Verfügung gestanden wäre, ähnliche Schlüsse daraus gezogen.

Ein anderer Punkt, wo ich von Galanti abweiche, ist, daß er die Ostgotenreste ursprünglich nur im Gebirge vorhanden wissen will, von wo sie erst allmählich, unter den Langobarden, sich in die Ebene, so zu sagen unter ihre langobardischen Stammesgenossen herabwagten.

Ich glaube aber, daß es ausgeschlossen scheinen muß, daß gerade die Bergbewohner allein sich in so starkem Maße vermehrten, um eine Einräumung neuer Sitze an sie in der Ebene in solchem Umfange nötig zu machen, daß sie das anders geartete Volkstum in vielen Gemeinden bis nahe vor Padua überwucherten.

Das kann vorkommen bei einem freien Volk, wie die Walliser, die von den höchsten Gebirgen Europas umragt, nur in einer Richtung, nach Südwesten, keine Terrainschwierigkeiten vor sich haben und sich nun in dieser Richtung erheblich vordrängen, wie das wirklich geschah.¹⁾

¹⁾ Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz, III. Teil, S. 106 und sonst.

Hier bei Vicenza wäre eine solche Vergewaltigung der romanischen und katholischen Bevölkerung zu Gunsten von Barbaren, die überdies lange, wohl viel länger als die Langobarden, arianisch oder doch kirchlich anrücklich waren, ganz undenkbar, ohne daß einem die Motive hierfür klargelegt werden.

Die Sache ist ja beinahe ein Streit um Worte, es scheint aber, daß, wenn ich so sagen darf, bei Galanti der Patriot hier in dubiis eine Entscheidung trifft, die seinem Volke annehmbarer scheint, indem sie den durch die Langobarden und nun auch noch durch Goten verunreinigten *seme latino* tunlichst glimpflich davonkommen läßt. Gesagt wird es bei Galanti freilich mit keinem Wort.²⁾

Nimmt man nämlich an, daß die deutsche Sprache in jenen Gegenden auch nur in dem Umfange, in dem wir es oben festgestellt haben, auf die Zeit, ich will gar nicht sagen der Byzantiner, sondern nur des Anfangs der Langobardenherrschaft, unter der, wie wir einmal annehmen wollen, zahlreiche Flüchtlinge sich aus ihren Bergen hervorwagten, zurückgeht, so stehen wir vor der Frage: Soll denn wirklich von 568 bis zum 12. und 13. Jahrhundert das Volkstum jener Theutisci sich nicht nur in statu quo erhalten, sondern seine Herrschaft von den Bergen in die fruchtbare Ebene ausgedehnt haben? Unmöglich! Alles zugegeben, was in den ersten barbarischen verkehrsarmen Zeiten, da das Volksbewußtsein in Italien noch schlummerte, einen erhaltenden Einfluß ausüben mochte, namentlich daß der Klerus noch nicht alles Deutsche aufs unerbittlichste verfolgte, immerhin kann das, was wir im Mittelalter da an deutschem Wesen finden, nur ein Rest sein von dem, was fast ein Jahrtausend vorher dorten vorhanden war, und von lateinisch redenden Städten, Priestern, bald auch Herren germanischer Abkunft in seinem nationalen Bestand, wenn auch nicht immer mit Berechnung, stetig erschüttert und beeinträchtigt wurde.

Das führt dann aber zu dem Schlusse,³⁾ daß zur Zeit des Langobardeneinbruchs das ganze Land am linken Ufer der Etsch dicht mit Germanischredenden besetzt gewesen sein muß, so dicht, daß vielleicht außer den Städten nur wenig Romanischredende vorhanden waren.

Wie weit dies nach Osten ging, dafür fehlt es vorerst an Anhalt; Barbareneinbrüche, besonders der Ungarn, mögen da viel zerstört haben, in die Lücken drangen Wenden, die mindestens bis zum Tagliamento sich noch jetzt in der Toponymie bemerkbar machen, deutsche Siedlung aus dem Mittelalter erschwert noch mehr die Erkenntnis des ursprünglichen Zustandes, aber ein kleines Germanien hat um Vicenza, ja weithin um sein Gebiet, das Wisenthain (Vicentino), bestanden, und zum Teil an uns liegt es, ich meine, an der deutschen Art, daß es nicht mehr besteht.

Es bleibt die Frage zu beantworten: Wird denn diese Aufstellung irgendwie durch die Tradition des Volkes bestätigt?

²⁾ Was es mit diesem *seme latino* in dem ganz ligurischen, keltischen, venetischen und germanischen Oberitalien an sich hat, ist kaum abzusehen; Steub hat die Sache mit seinem köstlichen Humor behandelt. Diese Schwäche, die ich übrigens bei Galanti gar nicht in besonderem Maße finde, wohl aber bei Sergi u. A., muß man wohl der langewährenden Fremdherrschaft zu gute halten, unter der das hochbegabte Volk unendlich litt.

³⁾ Galanti selbst nimmt an, daß im 11. Jahrhundert das Land unterhalb Calavenna bereits größtenteils dem natürlich von Süden her eindringenden Romanismus erlegen war. Man verfolge diesen Prozeß einige Jahrhunderte rückwärts und die Berührungslinie des deutschen und welschen Volkstums verschiebt sich von selbst nahe an den Po, jedenfalls über den Berico (Berg) hinaus.

Im allgemeinen haben die deutschen Völker oft recht verworrene Überlieferungen über ihre Herkunft, die die Bayern z. B. sich die Armenier, die Franken die Trojaner als Vorfahren geben läßt. Bei Flüchtlingen, die ihre Vielen verhaßte oder verächtliche Herkunft gewiß gerne verschleiern mochten, kann man noch weniger eine klare Tradition erwarten. Ich glaube sogar, daß Goten, denen es gelang, vollfrei zu werden, oft weit lieber salisches oder langobardisches Recht sich als Personalrecht erwählten, als gotisches.

Dennoch bekundet Graf Caldogna in einem Bericht an den Dogen, daß unser cimbrisches Völkchen zum Teil von den Cimbern, zum Teil von den Goten abstamme. Da Schio berichtet, daß eine Überlieferung die Gründung des Ortes Monte Malo auf einen Amalo, re dei Gothi, zurückführe. Amaler aber waren die gotischen Könige, ihrem Geschlechte war Theodorich entsprossen.

Anderer Überlieferungen, die direkt eine Abstammung von Goten aussprechen, werden wir erst später zu besprechen haben, weil sie nicht das Wisenthain betreffen; hier wäre noch der Name Godego, der auf Gothicus (fundus?) deutet, zu erwähnen.

Freilich hätte die Benennung nur eine Bedeutung als Gegensatz zu anderen Nationalitäten in der Nähe; so wird der Ortsname Deutschen bei Bozen als ein Beweis angeführt, daß die Benennung entstand, als ringsum nichtdeutsche Bewohner vorherrschten, allein ein geschlossenes Germanentum wird für diese, schon östlich der Piave, wie sie jetzt läuft, gelegene Gegend kaum zu behaupten sein, wohl aber deutet nicht nur der Name Godego auf nichtromanische Bewohner, wie auch der Name des nahen Conegliano (urkundlich Coneclanum) von Semenzi auf »königlich« oder »Königsland« zurückgeführt wird, sondern es ist auch zu beachten, daß gerade dieses Godego Kaiser Otto I. an Bischof Abraham von Freising schenkte, was nahelegt, daß er eine deutsche Gegend für die Schenkung auswählte, wie ja ohnehin die Annahme viel für sich hat, daß er die Marken von Verona und Aquileia nicht allein wegen der Pässe dem deutschen Reiche anschloß, sondern weil er dorten starke Spuren deutschen Wesens gefunden hatte.

Hier soll nur bewiesen werden, daß der Name der Goten nicht ganz verklungen war.

Daß Bischof Theodulf, ein Italiener ostgotischer Abkunft, dem Karl der Große die Diözese Orleans verlieh, von den Bewohnern Narbonnes, die sich westgotischer Abkunft erinnerten, als ein Volksgenosse begrüßt wurde, zeigt auch, daß es damals noch Leute in Italien gab, denen ihre gotische Abkunft unvergessen war; wenn nicht die frohe Aufnahme dazun sollte, daß beide Teile auch die angestammte Sprache noch nicht vergessen hatten.

Daß ein St. Emmeraner Codex, dessen Riezler in seiner Bayerischen Geschichte Erwähnung tut, neben einer Reihe anderer Völker »Gothi Meranari« aufführt, ist auch sehr zu beachten, denn Meranien hieß im Mittelalter der an Deutschland angeschlossene Uferstrich der Adria. Abgesehen von den immerhin vorkommenden *confessiones juris Gothici*, deren relative Seltenheit oben zu erklären versucht wurde, fehlt es also doch nicht an jedem Weiterleben des Gotennamens und gotischer Tradition für diese Gegend. Die Erklärung des Auftretens germanischer Bewohner in der in Rede stehenden Landschaft, wie sie hier unternommen wurde, hat also nicht nur das für sich, daß jede andere unbefriedigt läßt, ja den Widerspruch herausfordert.

Da fragt man nun natürlich: Ja, dann müßte aber bei den Cimbern eigentlich gotisch geredet werden? Eigentlich ja! Gotisch, wie sich diese Sprache gestaltete, nachdem sie die Zeit der zweiten Lautverschiebung, die den Unterschied zwischen Ober- und Niederdeutsch begründete, unter Verhältnissen erlebte, die sie doch in einen, wenn auch entfernten Zusammenhang mit den oberdeutschen Sprachprovinzen brachten.

Haben wir nicht oben gesehen, wie die französische Lautverschiebung, auch als der unmittelbare Zusammenhang mit den westlichen Gegenden schon unterbrochen war, sich doch auch noch in den Ostalpen geltend machte, selbst im oberen Pustertal, als das untere schon germanisiert war!

Der ganze Vorgang muß eben, wenn auch nicht gerade auf einer Art Naturgesetz, wie die Sache wohl manchmal etwas übertrieben dargestellt wird, so doch auf einer Neigung der Bevölkerungen beruht haben, der er entgegenkam. Diese Neigung aber beruht wieder wahrscheinlich, wenigstens in vielen Fällen, nicht auf Mode oder Laune (ganz wird der Nachahmungstrieb als Faktor gleichwohl nicht auszuschließen sein), sondern auf der angeborenen Bildung der Sprachwerkzeuge, also auf der Rasse. Solche Sprachumwandlung betrachtet man daher jetzt als eine Reaktion des Völksubstrates, also in Frankreich als Auflehnung des keltoligurischen Stammes, dem die lateinische, in Oberdeutschland als Reaktion des präarischen Urvolkes, dem die deutsche Sprache aufgedrängt worden war, mit einem Wort: als eine Folge der Rassenkreuzung. Die Folge der deutschen Lautverschiebung war, daß der Frankenstamm mitten entzwei gerissen wurde; bis zur alten Grenze von *Germania secunda* fiel am linken Rheinufer das fränkische ins Gebiet des Oberdeutschen (was für die Gegend an der obern Mosel und in Luxemburg cum grano salis zu verstehen sein möchte), von da ab ins niederdeutsche Sprachgebiet.

Wer möchte behaupten oder nur erwarten, daß die Nordschwaben an der Elbe heutzutage etwas Schwäbisches in ihrer Redeweise verraten würden?

In Taurien mochten die Goten dieser Lautverschiebung entgehen und noch im 16. Jahrhundert »schieten« sprechen für schießen, in Tirol und am Südfuße der Tiroler Alpen konnte dies nicht erwartet werden, und um so weniger, als hier das Volk eine der süddeutschen recht ähnliche Mischung darstellen mußte, als überdies der Verkehr mit Deutschland nicht nur nicht völlig abgeschnitten war, sondern die Geistlichen (von wann ab, wissen wir freilich nicht) regelmäßig aus deutschen Landen zu kommen pflegten, also die Predigt, der Unterricht und der übrige seelsorgerische und sonstige Verkehr unausgesetzt einem gewissen Einfluß des hier ultramontan genannten Elementes Vorschub leistete.

Wenn nun Autoritäten die Sprache der Cimbern auch als einen oberdeutschen Dialekt mit dem Charakter etwa des 12. Jahrhunderts erkannt haben wollen, so kann das nach dem Gesagten noch keineswegs als ein Beweis für eine oberdeutsche Einwanderung aus dieser Zeit verwertet werden, da sich die Sache auch anders erklären läßt. Dagegen sind andere Tatsachen mit einer Masseneinwanderung aus den benachbarten Teilen Deutschlands zur angegebenen Zeit schlechterdings nicht in Einklang zu bringen, abgesehen von den schon vorgetragenen Einwänden.

Es wäre bei einer Ansiedlung oberdeutscher Elemente nach der Einbeziehung dieser Gegend ins Herzogtum Bayern durch Otto — die doch nur eine allmähliche hätte sein können, denn zu einer großen Volksbewegung lag ja ganz gewiß kein

Anlaß vor, sowie auch keinerlei Überlieferung davon existiert — die stattliche Zahl von 100000 Seelen, auf die selbst Galanti die deutschredende Bevölkerung Cimbrions zur Zeit ihrer größten Blüte schätzt, erst nach einigen Generationen erreicht worden, sagen wir etwa um 1200. Nun bekundet aber Francesco Corna schon um 1477, daß sich die Cimbern mit Deutschen nicht gut verständigen können: *con buoni tedeschi non s'intende*. Auch Graf Caldogno sagt in seinem Bericht an den Dogen: *in qualche parte hanno questa intelligenza anche con il resto delle genti d'Alemagna*.

Die vor drei, höchstens vier Jahrhunderten eingewanderten Oberdeutschen, die sich überdies gerade zu jener Zeit nachweislich regelmäßigen Zuzugs von Seelsorgern aus Bayern und dem übrigen Deutschland erfreuten, hätten sich aber mit ihren deutschen Landsleuten in einer Weise verständigen können, die kein solch verklausuliertes in qualche parte, vollends aber kein non s'intende zugelassen hätte. Die Kluft war also im 15. Jahrhundert so tief, daß sie auch schon zu Ottos Zeiten vorhanden gewesen sein muß und wir mit aller Zuversicht diese Siedlung als eine uralte ansprechen müssen, wie denn auch der Name Brenta für Meduacus schon von Venantius Fortunatus in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts gebraucht wird, während die Form Bacalone, das ist Bacchiglione, immerhin schon im Jahr 1074 bei Vicenza selbst als Benennung des Nachbarflusses erscheint. Hätten im 10. bis 11. Jahrhundert einwandernde deutsche Kolonisten noch einen Flußnamen einführen und für dessen ganzen Lauf so rasch durchsetzen können? Auch Ortsnamen wie Sivermach (Zivignago), Vierach (Viarago), Artzenach (abg. Orte) deuten auf frühe Anwesenheit von Germanen. Denn diese Formen sind entschieden eine Germanisierung der keltoromanischen Endung -acum, iacum. Siehe II, S. 51. In Westdeutschland sind sie massenhaft im 5. Jahrhundert entstanden, so: Epfach, Salvenach, Sissach, Därmenach, Kreuznach, Andernach etc., am Niederrhein ist die Form meist -ich. Steub irrt, wenn er solche Namen als urgermanisch ansieht, in Bayern kommt wohl ein Aichach, Viechtach vor, aber das sind Quantitativa, soviel als quercetum, pinetum. Dagegen scheinen die Bayern, auch das ist wichtig, -acum nicht in -ach umgesetzt zu haben, so finden wir Marcelliacum — Marzoll etc.

Gibt es aber einen spezifischen gotischen Wortschatz, den wir unter allen Umständen hier finden müßten? Man findet doch fast für jedes deutsche Wort in den Lexicis einen Hinweis auf die gotische Form, die naturgemäß immer etwas altertümlicher erscheint als die althochdeutsche, die eben um vier bis acht Jahrhunderte jünger ist. Übrigens enthalten die cimbrische und überhaupt die südtiroler Sprache und der südtiroler italienische Dialekt als augenscheinliche Entlehnung manche Worte, die im Oberdeutschen nicht vorkommen oder doch nur recht vereinzelt. Dahin möchte ich zählen: lei statt nur, baita für ein Haus (Baude?), lek für Graben (Taubenlek am Weißhorn), auch im italienischen Dialekt, »küt« für sagt, (Asiago, kit in der Mundart der Walser, von denen noch die Rede sein soll).

Gotische Worte, die sonst in deutschen Mundarten nicht vorkommen, hat ja auch das Bayerische: Pfaid für Hemd, Pfinstag, vom griechischen pempte wird auch von gotischer Berührung hergeleitet. Wenn wir nun diesen Worten bei den Cimbern begegnen, so kann der Gebrauch ja aus Bayern kommen. Ganz besonders eigentümlich erscheint aber bei Cimbern (und Gotscheern), daß anlautendes W stets B und F W wird, was in den jüngeren Kolonien wie Deutschruth, nicht der Fall ist,¹⁾ und doch stammt diese jetzt slovenisch gewordene Sprachinsel aus

dem Jahre 1218! Lugen (Luejen) für sehen ist in Süddeutschland jetzt charakteristisch für schwäbisch-alemannisch, im Bayerischen wird man es kaum finden, in Cimbrion ist es ebenfalls üblich,²⁾ lek erinnert Schneller an angelsächsisch und altnordisch. Manche fanden im Dialekt der sieben und der 13 Gemeinden holländische Anklänge, andere skandinavische (so begrüßten die sieben communi im Jahr 1709 den König Friedrich IV. von Dänemark als ihren König!). Molon findet im Dialekt der sieben communi gotische Elemente, während Formen wie Gärteje ans Schwäbische gemahnen.³⁾

Soll man, wie manche wollen, wirklich in dieser Siedlung, die nach dem oben Gesagten mit 100000 Seelen wohl unterschätzt ist, ein Gemengsel aller möglichen Stämme erblicken? Weit natürlicher ist es doch, anzunehmen, daß wir es mit den Abkömmlingen eines germanischen Stammes zu tun haben, der aus dem Üridiom, selbständig, wie die anderen Stämme, schöpfte, so daß ihm, wie es bei den anderen auch der Fall ist, hier mit dem einen, dort mit dem anderen Gemeinsames geblieben ist, wenn auch, namentlich im Mittelalter, der Einfluß der deutschredenden Nachbarn überwog, nicht nur wegen der Einwirkung von Zuzüglern, unter denen die Geistlichen die Hauptrolle gespielt haben mögen, sondern namentlich, weil sich im nahen Südtirol vom 10. Jahrhundert ab das Deutsche besonders im Etschtal, mehr und mehr geltend machte! Wohl zu beachten ist noch, daß tatsächlich unsere Theodisci sich ohne wirksame Besitztitel befanden, daher großer Bedrängnis seitens des italienischen Elementes ausgesetzt waren⁴⁾ (vergl. Galanti, S. 159, 162), was sich von Ansiedlern, die die Kaiser oder ihre Herzöge entsendet hätten, wohl nicht erklären ließe, aber ganz ausnehmend zu der vorgetragenen Erklärung — gotische aldiu — paßt. Die vorerwähnte Germanisierung Südtirols durch die Bayern aber erfolgte weniger durch einwandernde Volksmassen, als durch deutschen Adel (fast alle Burgnamen im Etschtal, von der Scheideck bis Salurn, haben deutsche Namen, die Dörfer, Weiler und Höfe romanische) durch deutsche Klöster und Bistümer, die da, besonders letztere, im Weinland Besitzungen und deutsche Verwalter hatten. Die bayerische Volkssiedlung ging bis an den Zillerbach, die Grenze Rätiens und Noricums und zugleich die der Breonen, wie die Ortsnamen beweisen; weiter hinauf sind die so charakteristischen -ing verschwunden und die Ortsnamen fast ganz romanisch (was an -ingen oberhalb Innsbrucks sich findet, weist auf nicht-bayerische Herkunft).⁵⁾ Über dem Brenner führten die steten Kämpfe mit den Wenden zu einer stärkern bayerischen Siedlung im Pustertal, sonst sind bayerische Geschlechtssiedlungen in Südtirol nicht mehr sicher nachweisbar, die -ing um Meran eher nicht als bayerisch zu erachten, am wahrscheinlichsten, wie schon von Dahn geschehen, als gotisch.⁶⁾ Wenn somit Tappeiner in Cimbrion einen weit germanischeren Typus der Schädel findet als in Tirol (dessen Brachykephalie in deutschredenden Landen unerhört ist), so stimmt auch dieses mit unseren Annahmen über die Grenzen der

¹⁾ Czörnig, Die deutschen Sprachinseln im Süden, S. 15.

²⁾ Luck net de Berge, net den Schnee a, Min der Dreal. Sieh nicht die Berge, nicht den Schnee an, mein teurer Andreas, finde ich bei Köhl a. a. O.

³⁾ Wird näher erörtert bei der Vergleichung des Cimbrischen mit dem Gotscheer Dialekt.

⁴⁾ Vielleicht handelt es sich dabei weniger um eigentliche Kolonen, als um Leute, die sich in den Bergen eigenmächtig, titulo precario, niedergelassen hatten.

⁵⁾ Vergl. hierzu die Zeitschrift des D. u. O. A.-V., 1901, L. v. Hörmann, Über uralten Volkscharakter.

⁶⁾ Glaning, vielleicht auch Afing sind keine echten -ing-!

bayerischen Volkssiedlung und einen Ursprung der Deutschen um Vicenza, der mit einer Ausdehnung des bayerischen Volkstums jenseits des Brenners nichts zu tun hat, sehr gut überein. Die bayerische Schädelform hat sich übrigens in den Zeitläuften zwischen dem 8. Jahrhundert und unseren Tagen so erheblich unarisch gestaltet (zweifellos durch Rassenkreuzung), daß, eine stetige Entwicklung dieses Vorgangs, wie doch wahrscheinlich, vorausgesetzt, eine in der Zeit der Ottonen und nachher erfolgte Einwanderung von Bayern, die um Vicenza ja einer neuen Mischung nicht entgangen wäre, wohl niemals die von Tappeiner gefundene Langköpfigkeit der Cimbern erklären könnte! Hier muß vielmehr ein Stamm mit dem kaum berührten Typus der Reihengräber eingewandert sein, was wieder auf die Zeit der Völkerwanderung zurückdeutet.

Alles dies läßt uns die Annahme, daß wir in den germanischen Siedlern zwischen Etsch, Brenta, Val Sugana, respektive Val Cembra, und den euganischen Hügeln Nachkommen der Ostgoten vor uns haben, als eine solche erachten, die den historischen Tatsachen alle Rechnung trägt, ihnen keinerlei Zwang antut, alle Erscheinungen, auch die Rechts- und Besitzzustände der Bevölkerung, sowie die Toponymie des Gebiets, ja sogar die Feststellungen der Anthropologie befriedigend erklärt und eigentlich keine Frage offen läßt, als die ganz unwesentliche, ob eine mehr oder minder große Zuwanderung von Langobarden und anderen Germanen diese Volksmenge verstärkt habe, was ja möglich, in einem gewissen Umfange sogar als sicher anzunehmen, aber zur Erklärung des dortigen germanischen Wesens durchaus nicht notwendig ist.

Daß wir eine Mischung mit einem eingeborenen Völkersubstrat von vorneherein annehmen müssen, ist ja ebenso sicher, als daß diese Mischung seither die ursprüngliche Rasse der Einwanderer in den ebenen Gegenden und überhaupt in den weitaus meisten Strichen aufs stärkste verändert haben muß.

Nur ein Wort über den Namen Cimbern.

Sollte er sich wirklich aus einer gelehrten Schralle mittelalterlicher Forscher herleiten? Aber wie kommt es, daß er so früh vorkommt? Ich möchte annehmen, daß das Völkchen, das den Gotennamen zu führen allerlei Bedenken haben mußte, ihn schon recht frühe sich selbst gegeben hat. Der Personennamen Cimbro kommt in den sieben und in den 13 Gemeinden häufig vor! Wie er zu erklären sei, wird vielleicht nie ganz sicher gesagt werden können, aber ich möchte doch Folgendes zu erwägen geben:

Die Goten hatten zur Zeit, als sie sich nach dieser Vermutung im Nordosten von Oberitalien niederliessen, an 70 Jahre in Italien gelebt, was mir die willige Annahme römischer Ortsnamen, soweit eine solche ihrerseits vorliegt, sehr erklärlich machen würde, aber die römischen Baukünste werden ihnen fremd geblieben sein. Sie werden, wo sie selbst bauten, die alten Traditionen des Holzbaus hervorgeholt haben, sie werden in ihren bergigen und waldigen Wohnsitzen auch das Holz selbst gefällt haben und es werden noch Leute genug unter ihnen gewesen sein, die, unterstützt von angeborener Anlage und Körperkraft, es hierin bald zu einer Meisterschaft brachten, die die alten Einwohner des Landes staunen machen mochte. Diese alten Bewohner des Landes, besonders die Ligurer, die hier stark mit Rasenen und Venetern gemischt waren, sind von altersher ein rechtes Steinvolk gewesen¹⁾.

¹⁾ d'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe.

wie ja heute noch die italienischen Arbeiter als Steinbrecher, Steinhauer und Maurer fast unersetzlich scheinen. Somit wäre es wohl denkbar, daß man die Fremdlinge, für die ein Volksname nicht existierte (man hatte kein Volk vor sich, das aus freien Männern bestehen muß; auch wird der Gotenname, als der ehemaliger Unterjocher und als der von Arianern verfehmt gewesen sein), nach etwas ganz Äußerlichem nannte, wie ja auch die Benennung der Deutschen im Fersental als »Mochen« von »machen« eine solche farblose, etwas geringschätzige Benennung darstellt.

Die Benennung als Zimmerleute (vor der Lautverschiebung im Germanenmunde: Timberleute, gotisch: timbrjan — substantivisch: timbrja) wäre danach wohl verständlich.²⁾

In dieser Gegend haben die Deutschredenden allerdings jetzt das romanische Steinhaus angenommen, anders ihre Sprachverwandten am Fusse des Monte Rosa, im Wallis und im Berner Oberland, wo der Holzbau auch heute noch in schöner Blüte steht.

Diese Benennung kann nach der Lage der Sache von den immerhin sehr gedrückten Germanen auch angenommen worden sein; viele ähnliche Fälle sind bekannt (Geusen etc.).

Wie dem sei, es muß noch gegen eine Auslegung des Wortes »slambrottare« Einspruch erhoben werden, die verwirrend wirken könnte. Eine sehr feine Auslegung italienischer und anderer Gelehrten nennt »slambrottare« gleich »slombardare« schlecht langobardisch reden. Aber wenn die Redeweise der Cimbern langobardisch war, warum war sie schlechtes Langobardisch?

Fanden die Italiener Anlaß, die fremde Sprache auf ihre Korrektheit zu prüfen? Oder im Vergleich mit welcher Redeweise fanden die Theodisci ihr »Lombardisch« schlecht?

Der Ausdruck ist viel jünger und entstammt einer Zeit, wo das deutsche Idiom als ein Patois im Gegensatz zu der in Schule und Kirche gelehrteten italienischen Sprache als geringwertig, als »Wibersprache«, wie die Silvier sagen, empfunden wurde.

Wer auf seine Frage: »sprecht Ihr deutsch?« die Antwort erhält, die verschlimmt gegeben wird: »slampert lei«, wenn nicht vorgezogen wird, die Untugend (!) lieber ganz in Abrede zu stellen, der zweifelt keinen Augenblick, daß ihm geantwortet werden will: »nur ein armseliges Patois;« kein Schriftdeutsch, überhaupt keine reine Sprache, ein »vernacolo«.

So hätte wohl 1000 Jahre früher ein Landmann oder auch mancher Andere auf die Frage, ob er lateinisch spreche, geantwortet: nur lingua volgare, oder je nachdem, nur thiudisch rede ich.

Ob man in »schlampert« lieber den Gegensatz zum Hochdeutsch oder zum Italienischen erblicken will, das wird davon abhängen, was der Redende nach Lage der Sache als die lingua pulita betrachtet, die er wohl können möchte, je nachdem z. B. in seiner Gemeinde deutsch oder italienisch die Sprache der Schule, der Kanzel und des Gerichtes ist. Aber mit dem Lombardisch-Reden ist es nichts, denn lombardisch heißt schon seit unvordenklichen Zeiten ein bestimmter italienischer Dialekt, schon anno 845 finden wir langobardisch, wie das placitum schreibt, als Gegensatz zu germanisch, Langobardi hier, dort Theodisci.

Damit verlassen wir dieses Gebiet, nachdem wir hinreichend die Überzeugung begründet zu haben meinen, daß das cimbrische Deutschtum, und sein leider fast verklungnes Idiom von den letzten Ostgoten auf italischer Erde sich herleitet.

²⁾ Dieselbe Ansicht habe ich schon anderwärts gefunden.

Betrachten wir nun die Verhältnisse in Friaul, in der italienischen Provinz Udine und im österreichischen Küstenland, so finden wir ein wesentlich anderes Bild.

Zunächst fallen uns die zahlreichen deutschen Burgnamen auf, von denen auf Seite 47 des vorigen Jahrgangs eine stattliche Anzahl aufgeführt ist, die noch um manchen Namen, besonders zerstörter Schlösser, zu vermehren wäre. (So Neuhaus, Grünberg, Kassimberch, Warinstein etc.).

In Cimbrien sind uns bekanntlich gar keine Burgnamen aufgestoßen. Aber auch die sonstigen Ortsnamen tragen vielfach ein anderes Gepräge. Dies trifft sowohl den ersten wie den zweiten Teil der zusammengesetzten Ortsnamen.

Was den ersten Teil anlangt, so finden wir eine dem Zustand in Deutschland sich nähernde häufigere Anwendung von Personennamen, so Katzelsdorf, Villa Cacilini, wobei wir an Graf Chaczelin denken mögen.²⁾ Peuschelsdorf, Fiedelsdorf, Reichenfeld (Richo) dürften in diese Kategorie gehören; ³⁾ zugleich haben wir aber auch an diesen Ortsnamen zum Teil Proben von den im vorigen Jahrgang, S. 55, erwähnten Namensformen mit der Endung -dorf, -feld, -berg. Hierzu rechnen wir Namen wie Kirchheim, Häseldorf, Schönfeld, Oberfeld, während wir bei den Cimbern, abgesehen von einem Nuozdorf⁴⁾ im Etschtal bei Calliano, fast nur sogenannten Naturnamen begegnen, wie Avio (Aue), Brendola (Bründel), Montegalda und Montegalbella (Wald, Waldel), Treto und ähnlichen, welche über ihre Entstehungszeit mehrfache Vermutungen zulassen.

Nimmt man hierzu die vielen deutschen Burgnamen, so ergibt sich, daß die Toponymie hier in Friaul einen wesentlich moderneren Charakter aufweist als in der Gegend von Vicenza oder überhaupt in Cimbrien. Es kann kein Zweifel aufkommen, daß wir es hier mit dem Resultat einer deutschen Besiedlung zu tun haben, die der Zugehörigkeit des Landes zum Herzogtum Kärnten zu verdanken ist.

Des Anschlusses an Bayern ist schon im vorigen Jahrgang, S. 51, Erwähnung getan.

Aber auch nach Lockerung des Verbandes der Mark Aquileja mit Bayern, später mit Kärnten, herrschten hier Deutsche als Patriarchen von Aquileja. Von Popo (1019—1045) bis zu Berthold (1218—1251) walteten hier deutsche Kirchenfürsten.

Erst mit dem Erlöschen der Hohenstaufen, beziehentlich ihrer Macht in Italien wurde die Reihe deutscher Patriarchen unterbrochen. In der Grafschaft Görz aber herrschte das deutsche Geschlecht der Eppensteiner (1031—1090) und nach ihnen das der Grafen von Lurngau (1090—1500), worauf die Grafschaft an Österreich fiel.

Daß unter diesen Umständen viele deutsche Herren hier Besitz anstrebten und erlangten, kann nicht wundernehmen; andererseits zog hier der Handel mit Venedig notwendig deutsche Kaufleute an.

Ein Hauptsitz dieses Handels war das schon genannte Clemaun-Gemona.

Alles dieses zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit der Entwicklung der Dinge im Etschland, wo die ungezählten deutschen Burgen in romanischer Umgebung emporstiegen, wo die Besitzungen bayerischer Bischöfe und Klöster deutsche Ver-

¹⁾ Wegen der Abkürzung I, II, III, vergl. Jahrg. 1902, S. 53.

²⁾ Krönes, die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer, S. 219.

³⁾ Nach german. Personen sind auch genannt Adeliacum, Adomar, Hagen, vgl. Krönes a. a. O., S. 420, wo auch mehrfach Gualdum, Waldum.

⁴⁾ Schneller, Deutsche und Romanen in Südtirol, S. 373.

walter bedingten, wo, wie hier, der Handel Deutschlands nach Venedig durchging. Auch die Bischöfe von Brixen und zeitweise die von Trient waren Deutsche, und mußten, wie die deutschen Dynastengeschlechter der Eppaner und Andechser, einen Ministerialadel ihrer Nationalität anziehen.

Dynasten und Burgen werden in Tirol kaum viel älter gewesen sein als in Friaul, denn die Zeit des 10. Jahrhunderts war es, wo sie überhaupt in Deutschland emporkamen.

Daß der Vorgang in Südtirol, wenigstens bis gegen Trient, mit einer Germanisierung des Landes endigte, daß es aber hier zu einer solchen nur ganz vorübergehend kam, liegt wohl vor allem an dem jähen Erlöschen des Sterns der Hohenstaufen, an der politischen Trennung des westlichen Landesteiles vom Reich und an den ungünstigeren Grenzen, denn während in Tirol das Germanisierungsobjekt rings von Gebirgen begrenzt war, lagen hier die Grenzen überallhin, gegen Slaven und Romanen, offen.¹⁾

Und doch ermangelte hier in Friaul so wenig wie an der Etsch ein älterer Grundstock germanischen Wesens.²⁾ Es erscheint nicht angängig, das Deutsche, das einst in Görz herrschend war, nur dem Einflusse der dort residierenden Grafen zuzuschreiben.

Ein einheimischer Forscher, Morelli, nennt das Deutsche in Görz: »questa antica nostra favella«; auch Krönes³⁾ sagt: Görz darf in seinem geschichtlichen Kerne als deutsches Gemeinwesen betrachtet werden.

Das ganze Wippachtal trägt deutsche Nomenklatur⁴⁾ und die Grafen von Görz haben sich die »Villa Gorizia« wohl erbaut oder zum Sitze erkoren, weil sie dort auf deutsches Wesen bereits trafen. Weil es aber keine Civitas war und weil kein Bischof, keine Bevölkerung städtischen Charakters, römischer oder langobardischer Herkunft dorten saß, so konnte sich das deutsche Wesen dort bis in die Neuzeit erhalten.

Aber auch die Täler des Isonzo und seiner Nebenflüsse zeigen allenthalben deutsche Spuren, und wenn an vielen Orten spätere Kolonisation nachzuweisen ist, so sei hier nur bemerkt, daß man bei näherem Eingehen auf diese Fragen mehr und mehr die Ansicht gewinnt, daß solche Kolonisierung mit Vorliebe in Gegenden getrieben wurde, wo sich schon Reste einer älteren germanischen Bevölkerung vorfinden.

Rechnen wir hierzu die »Meraners«, die an der Küste von Neumarkt-Monfalcone und Tybein-Duino bis zur istrischen Halbinsel in ziemlicher Anzahl, wenn nicht als geschlossenes Volkstum gesessen haben müssen, sowie die Volkstrümmer in den Alpen, besonders Sauris, so stehen wir wieder vor sehr erheblichen Überresten älterer germanischer Siedlung, und wer weiß, wie viel noch hinzukäme, wenn hier, auf österreichischem Gebiete, ein so glücklicher Entdecker erstünde wie weiland Postmeister Widder in Vicenza.

¹⁾ Ohne die Reformation im Engadin wäre gleichwohl das Vinschgau noch heute vielleicht nicht verdeutscht!

²⁾ Zu den ältesten Ortsnamen germanischen Ursprungs im Etschland rechne ich Truden, Gummer, Moering, Nordheim (im Sarntal) und besonders Hafling, jene weite Siedlung auf der Hochfläche am Fuß des Inger. Alle anderen sind romanisch oder mindestens zweifelhaft; Planitzing z. B. entstand aus Planitzig; Hafling wird zu dem germanischen Volkstum gehören, das ins Sarntal gedrungen ist, und das schon früher Dahn und Steub für die Goten in Anspruch nahmen.

³⁾ A. a. O., S. 418.

⁴⁾ Siehe Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1902, S. 47.

Auch hier können nur Langobarden oder Goten in Frage kommen, um dieses Phänomen zu erklären.

Daß es aber keine Langobarden sind, deren Nachkommen hier so lange sich bei ihrer alten Sprache hielten, etwa weil sie in der Grenzmark dichter saßen, das soll sofort an der Hand geschichtlicher Überlieferung erwiesen werden.¹⁾

Vorher sei aber nochmals darauf hingewiesen, daß es in unserem Gebiete völlig an den patronymischen Ortsnamen fehlt, die wir in der Lombardei kennen gelernt haben. Vgl. S. 57 des vorigen Jahrganges.²⁾

Was lehrt uns nun die *Historia Langobardorum*?

Im Frühjahr 568 verließen die Langobarden ihre Sitze in Pannonien und gelangten zu Ostern nach Forum Julii (Cividale), ohne den geringsten Widerstand zu finden. Paulus bemerkt ausdrücklich, daß sie gleich mit Weib und Kind und aller Fahrhabe ausgezogen seien.

In Friaul wurde ein Herzog eingesetzt, dann ging es weiter, jenseits der Piave längs der Via Postumia, also nahe am Gebirge, dem Lande der Verheißung entgegen. Das war aber das damalige Ligurien, das ist das Land westlich der Adda, das Land der Ernten, dessen Fruchtbarkeit, die ja auch heute noch berühmt ist, sogar zu der Erklärung des unverstandenen Namens aus legere, gleich colligere, verführte.

Vicenza und Verona wurden berührt, ohne daß man sich um die Kastelle in der Flanke kümmerte: Oderzo, Padua, Monselice, Mantua, Cremona blieben in den Händen der Römer, trotz der Lage der vier letzteren auf dem linken Ufer des Po. Schon im September hatte der Völkerzug Mailand erreicht; aber Pavia leistete ersten Widerstand. Dieses wurde nun eingeschlossen und drei Jahre lang belagert. Während der Belagerung drang Alboin auch in Tuscanen ein, aber nicht Teile des Volkes begleiteten ihn, sondern nur Truppen (Gefolgschaften). Dies erhellt aus Paulus II, 26, »cum electis militibus«.

Das Volk wurde inzwischen im Lande seiner Sehnsucht angesiedelt, und so finden wir die noch erkenntlichen alten Sippensitze (-engo) im weiten Umkreis um Pavia, besonders zahlreich am linken Poufer, von Turin bis an den Mincio, und in der Gegend von Pavia auch aufs rechte Ufer übergreifend; über den Apennin gehen sie nicht hinaus. Die oben genannten Kastelle aber wurden erst lange nachher von den Langobarden besetzt.

Padua ergab sich erst um die Wende des Jahrhunderts, Monselice etwa 602, bald darauf Cremona, Mantua noch später, beide unter sehr bedenklichem Beistand eines avarischen Hilfskorps. Alle diese Striche blieben frei von Sippensiedlungen der Langobarden, bis auf Cremona, das nach den noch vorhandenen Spuren damit

¹⁾ Es verlohnt sich wohl der Mühe, auf diesen Punkt zurückzukommen, denn hierin liegt der Schwerpunkt meiner Ausführungen. Während Galanti nur beweisen wollte und bewies, daß die Cimbern keine Reichsdeutschen waren, hat er doch nur wahrscheinlich gemacht, daß sich unter den Stämmen, aus denen sich ihr Volkstum bildete, Ostgoten in größerer Zahl vorfanden. Es konnten aber vielleicht, nach seiner Beweisführung wenigstens, auch Langobarden den Grundstock bilden, die Goten am Ende doch ihrer Masse nach anderswohin gekommen sein. Indem aber hier die Langobarden als maßgebender Faktor ausgeschlossen werden, bleiben eben nur die Goten übrig, somit wird hier zum ersten Male, wie ich denke, nicht nur die Frage nach der Herkunft der Cimbern, sondern auch die so lange ungelöste Frage nach dem Verbleib des ostgotischen Volkes, wie ich hoffe, überzeugend beantwortet.

²⁾ Krones nennt Artegna, das einst Artingen geheißen haben soll, a. a. O. S. 419; da es aber schon bei Paulus Diac. als Artenia vorkommt, so ist mir jene Form als ursprüngliche höchst zweifelhaft.

ausgiebig, und Mantua, das schwächer besetzt wurde. Am rechten Poufer finden sich in der alten Emilia, von Piacenza abwärts, keine Ortsnamen auf -engo. Am dichtesten sind sie, wie schon früher gesagt wurde, um Cremona, Crema, Lodi, Brescia, Bergamo, dann folgen Vercelli, Novara, Biella, Casale, Asti und Alessandria, letztere drei Bezirke am rechten Poufer.¹⁾

Im ganzen entspricht also die Verbreitung dieser germanischen Patronymica dem Umfang der einstigen Lombardei. Gerade in dieser Landschaft sind aber auch heutzutage ungemein oft Personennamen zu finden, die auf verschwundene Namen dieses Typus deuten, Namen wie Ottolenghi u. dergl.

Sollen sich also im östlichen Oberitalien gar keine Langobarden sippenweise niedergelassen haben? Neigung hierzu hatten sie nicht, wie aus folgendem hervorgehen dürfte.

Zum Herzog in der Furlaner Grenzmark bestellte Alboin gleich bei der Besitznahme seinen Stallmeister und Neffen Gisulf. Natürlich dachte kein Mensch daran, daß dieser, mit dem weiterziehenden Volk nur durch Wege verbunden, die überall von Römerkastellen flankiert waren (Oderzo ergab sich erst unter König Rothari, um 640), ohne eine angemessene bewaffnete Macht in seinem Kastell zurückbleiben sollte. Aber Gisulf dachte weiter. Er weigerte sich, diesen Posten zu übernehmen, wenn ihm nicht gestattet würde, selbst eine Anzahl der tüchtigsten Sippen (generationes, sagt Paulus, II. Buch, 9. Kap.²⁾ auszuwählen, die sich mit ihm ansiedeln sollten.

Gisulf sah also voraus, daß das Volk vorerst in Masse weiter nach Westen, nach dem gelobten Lande Ligurien ziehen werde, um sich dort niederzulassen. Man braucht weder anzunehmen, daß ihn die Besetzung von Oderzo schreckte, noch daß er den Avareneinfall von 610 ahnte, aber man wird annehmen dürfen, daß er gegen ein Nachdrängen des volkreichen Slavenstammes sich sichern wollte.

Gewiß wurden im Laufe der Langobardenherrschaft in allen unterworfenen Gegenden streitbare Männer angesiedelt, aber das waren Adelige und deren Gefolgschaften³⁾, die namentlich die Kastelle besetzten, mit Vorliebe aber, anders als die Franken der ersten Periode, sich in den Städten aufhielten; besonders Brescia bewohnten viele von ihnen (Paulus V, 36). Eine landsässige Bevölkerung von ackerbauenden Farac gab aber, namentlich für einen Verteidigungskrieg, eine nicht zu unterschätzende Verstärkung dieser Kriegersleute; so muß wohl das Verlangen Gisulfs gedeutet werden.

Man mag bestreiten, daß alles, was Paulus von den Verhandlungen Gisulfs wegen dieser Volkssiedlung erzählt, als erwiesen zu betrachten sei. Allein Paulus, der selbst aus Friaul stammte, wo seine Vorfahren sich mit Gisulf niedergelassen hatten, verfügte jedenfalls über Traditionen, die glaubwürdig und mindestens so

¹⁾ Die Bezirke Pavia und Mailand weisen heutzutage keine -engo auf!

²⁾ Generationes, clannartige Geschlechtsverbände, vergl. III, S. 5 ff., fara im Sinne von Sybel, Entstehung des deutschen Königtums, S. 31, nicht im Sinne der späteren Zeiten, wo das Wort zur Zeit der Gesetzgebung König Rothars zu der Bedeutung von parentela herabgesunken war. In letzterem Sinne wurde fara, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1902, S. 57, im Anschluß an die Ausführungen Galantis gebraucht, doch sollte damit durchaus nicht die Entstehung der -engo auf lauter parentelae zurückgeführt werden. Die ersten Gründungen möchte ich eher den generationes zuschreiben, solche werden auch, wegen ihrer Kopzahl, eher ihren Namen durchgesetzt haben, andererseits dürften Namen wie Romanengo und Maritengo doch auf eine etwas spätere Zeit weisen.

³⁾ Gasuldi: Sculdahes, Nobiles, Gasuldi. Leg. Langob. Ed. Rothari, 15. 17. 23., Leg. Luitp. 62.

beschaffen sind, daß sie einen wahren Kern, die Erinnerung an eine ungewöhnliche, außer der Reihe erfolgte Volkssiedlung in zuverlässiger Form bietet.

Somit darf wohl behauptet werden, daß die geschichtliche Überlieferung die Ergebnisse der toponymischen Untersuchung vollauf bestätigt. Dieser Umstand kommt aber auch dem zugute, was wir oben wegen des Vicentiner Gebietes gesagt haben.

Es liegt auf der Hand, daß der Volkszug sich vorerst ohne dringende Gründe nicht weiter schwächte, sondern geschlossen dem Ziele zustrebte, das überdies das Ideal eines jeden einzelnen darstellte. Das war ja offenbar der ursprüngliche Plan, der nur im Hinblick auf die besonderen Verhältnisse der Grenzmark modifiziert worden war. Der Marsch nach der weiten Provinz Ligurien war schließlich doch keine Promenade, die Volkszahl eine mäßige. Wohl darum hatte man sich auch Anschluß von allerlei Völkersplittern gefallen lassen¹⁾, insbesondere von 20000 Sachsen, die später infolge von Zerwürfnissen wegzogen.

Aus allem diesem muß man schließen, daß die Ansiedlung der Farae erst bei oder nach der Belagerung Pavia stattfand. Daß sich aber viele »generationes« nun bereit fanden, in die weniger günstigen Gegenden östlich der Etsch zurück-zuwandern, ist um so weniger wahrscheinlich, als das von Franken und Römern bedrohte Volk Grund hatte, sich beisammen zu halten.

Nur beiläufig sei erwähnt, daß die Etsch nicht weit unterhalb Verona (Albaredo) noch kein ausreichendes Flußbett sich eingeschnitten hat, und, wie der Po in seinem unteren Lauf, nur durch Dämme vom Austreten abgehalten wird, die nach der langen Kriegszeit sicher verfallen waren; so bedrohtes Land konnte germanische Eroberer ebensowenig locken, wie das Hügelland am Abhang der Alpen oder so von Wasserläufen durchschnittenes Gebiet, wie das Graticolato Romano und seine Nachbarschaft zwischen Treviso und Padua.

Auf Langobarden kann daher, entgegen der Annahme des so scharfblickenden Steub, deutsches Wesen in Venetien nicht zurückgeführt werden, auch Galanti hat demselben noch einen zu großen Platz eingeräumt, wenn es auch möglich ist, daß Langobarden da, wo sie unter anderen Germanen saßen, ihre Sprache beibehalten haben.

Hier scheint mir auch der Platz, einer merkwürdigen Überlieferung des 12. Jahrhunderts zu gedenken. Ich meine die von Riezler²⁾ beschriebene Aufzeichnung eines St. Emmeramer Kodex mit folgendem Inhalt: Huni - Wnger - Gothi - Metanere - Wandali - Nortlute - Amelunge - Baiere - Slavi - Wilz.

Es gilt, Sinn und Wert dieser Notiz zu prüfen. Wir sehen sofort, daß jeweils auf ein lateinisch dekliniertes Wort ein deutsches Wort folgt, nur Amelunge macht eine Ausnahme; da überdies unsicher, ob »Baiere« sich darauf bezieht — es scheint etwas ausgefallen zu sein —, so können diese zwei Worte unbeachtet bleiben.

Dann haben wir vier Wortpaare, Völkernamen, je eine lateinische und eine deutsche Form; also eine Übersetzung des gelehrten Ausdrucks in die Volkssprache. Hunni-Ungarn ist unbedenklich, Slavi-Wilzen insofern zutreffend, als die Wilzen zur kritischen Zeit der bedeutendste slavische Stamm gewesen sein werden, mit dem die Deutschen Kämpfe bestanden, der am meisten von sich reden machte; Wandali-Nortlute gibt einen guten Sinn, wenn man unter dem zweiten Wort Bewohner der neu errichteten Nordmark versteht, und Wandali, wie es ja auch später

¹⁾ Paulus nennt Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, »Suavi« und Noriker.

²⁾ Geschichte Baierns, I., 62. Note 2.

noch geschah, als die freilich unrichtige Latinisierung des Wendennamens der obotritischen Bewohner dieser Mark betrachtet.

Die Notiz verdient also wohl Beachtung, die ihr ja auch Riezler nicht versagt. Was aber ergibt sich daraus für uns?

Meranien ist, wie schon bekannt, das Küstenland der von Otto I. dem Reiche angegliederten friulischen Mark, Meranere sind dessen Anwohner.

Der Verfasser der Aufzeichnung betrachtet sie aber offenbar als deutschen Stammes, was sich übrigens aus dem Worte Meranien schon zu ergeben scheint. Küstenbewohner gab es ja viele, aber Deutsche, die am Meere saßen, nur hier, die Niederdeutschen saßen ja an der See. Der Verfasser hält sie aber, das ist wichtig, für keine Reichsdeutschen, die sich seit 952 hier niedergelassen hatten, sondern für ältere Siedler, die er oder seine Zeitgenossen für Goten halten. Das mag für uns nicht zu bedeutend in die Wagschale fallen; aber nachdem wir uns überzeugt haben, daß Langobarden hier nicht in dichter Siedlung saßen, daß überhaupt nur an Goten gedacht werden kann, so erscheint uns solches Zeugnis aus früher Zeit nicht als eine wunderliche Mönchsidee, sondern als der Beweis, daß damals noch eine Tradition lebendig war, die wir für richtig, für zutreffend zu halten alle Ursache haben.

Nach dem, was wir oben über die deutsche Einwanderung ins Friaul gesagt haben, dürfen wir wohl annehmen, daß die deutsche Sprache in dieser Gegend in weit höherem Maße an der Entwicklung der oberdeutschen, namentlich der bayerischen Mundart teilgenommen hat, als dies bei den Cimbern der Fall gewesen ist.

Da aber das Deutsche hier sich nur in wenigen kleinen Sprachinseln erhalten hat, so könnte die Richtigkeit dieser Annahme nur aus Sprachdenkmälern einer älteren Zeit geprüft werden. Ob die Schriften Thomasins, der ja eine deutsche Bildung genossen haben muß, einen Anhalt zu gewähren geeignet sind, wollen wir nicht entscheiden.¹⁾ Das aber steht fest und ist wohl zu beachten, daß die Mundart von Sauris wesentliche Übereinstimmung mit der cimbrischen Mundart aufweist. In Bladen, Timau, die in enger Fühlung mit Tirol gestanden haben, scheint dies weniger der Fall zu sein, resp. gewesen zu sein, Deutschruth, das eine jüngere Kolonie war, ist schon oben erwähnt.

Dagegen finden wir, wenn wir nur etwa zwei Drittel des Weges von Görz nach der Brenta, die wir vorläufig als Ostgrenze Cimbriens betrachten wollen, nach Osten zurücklegen, an den Ufern der Kulpa eine deutsche Sprachinsel noch unaufgeklärter Herkunft²⁾, deren Mundart ganz merkwürdige Ähnlichkeiten mit der cimbrischen aufweist, Ähnlichkeiten, die in keiner Weise dadurch bedingt und zu erklären sind, daß beide Mundarten eine gewisse Beeinflussung durch den bayerisch-österreichischen Dialekt nicht verleugnen können.

In der Tat rechnen die Sprachforscher beide Mundarten zu den oberdeutschen und speziell zur bayerischen Mundart. So Paul, Grundriß der germanischen Philologie, Band I, S. 540.

Ist denn aber gegen einen solchen Ausspruch der Wissenschaft ein Widerspruch zulässig? Ob dieser Widerspruch einmal erhoben werden wird, muß den Fachleuten überlassen werden, hier ist ein solcher, wie gleich hervorgehoben wird, in keiner Weise beabsichtigt.

¹⁾ Vergl. Schröder, Ein Ausflug nach Gottschee, Sitz-Ber. d. K. Akad. d. Wissenschaften, Wien, 60. Bd., S. 170.

²⁾ v. Czoernig, Die deutschen Sprachinseln im Süden etc., Klagenfurt, 1889, S. 17.

Im Gegenteil, was hier noch über diese sprachliche Seite des Problems ausgeführt werden soll, sind Schlüsse, die gerade die Ausführungen bewährter Linguisten, derselben, die bei Paul angezogen sind, zur Grundlage nehmen wollen. Überhaupt ist nicht beabsichtigt, Linguistik zu treiben, was Berufenen überlassen wird, sondern die Ergebnisse linguistischer Forschung zu verwerten. Da ergibt sich uns aber folgendes:

Die cimbrische und die Gottschewer Mundart in ihrem heutigen Lautbestand zählen zum bayerischen Dialekt; halten wir das fest. Ist deshalb die Tatsache, daß die Bewohner der beiden Landschaften der Abstammung nach in der Hauptsache Bayern sind, erwiesen? Diese siedlungsgeschichtliche Frage ist es, die wir in Kürze erörtern wollen.

Kein geringerer als Schmeller war es, der in den Jahren 1833 und 1844 die cimbrischen Berglande bereiste und den damals noch lebendigen Dialekt erforschte und in mehreren Schriften festlegte.

Im Jahre 1867 bereiste Schröder im Auftrag der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften das Ländchen Gottschee, um, nachdem er schon die übrigen deutschen Sporaden in Österreich untersucht hatte, dasselbe auch für die Mundart des Ländchens an der Kulpa zu tun.

Was war nun das Ergebnis der Untersuchungen in tatsächlicher Hinsicht?

Zunächst, wie schon oben erwähnt, daß es sich hier nicht wie im abgelegenen Siebenbürgen um isolierte¹⁾ Dialekte, sondern um Abarten der bayerischen Mundart handle; sodann aber die Feststellung sehr merkwürdiger Eigenheiten derselben.

Es ergab sich, daß in beiden Mundarten in der Regel, mit einer Ausnahmen zulassenden Gesetzmäßigkeit, der Anlaut W in B verwandelt werde, ebenso F im Anlaut zu W, und ferner, daß eine dem Deutschen fremde Unsicherheit in der Aspirierung des Anfangsvokales bestehe, so daß Worte, die im Deutschen mit einem H beginnen, dieses H bisweilen verlieren, bisweilen auch nicht, und daß hinwieder ein H am Wortanfang erscheint, das im Deutschen nicht vorkommt.

Wie erklärt man nun diese gewiß nicht bayerische Eigenart? Aus dem Einfluß der nichtdeutschen Nachbarn?

Aber da für W und F dasselbe im ungarischen Bergland, in der Zips, im Krichehaierland etc. stattfindet²⁾, so müßte man annehmen, daß der Einfluß des Italienischen, Slavischen und Magyarischen sich ganz gleichmäßig äußere? Schmeller hatte sich mit dieser Tatsache, die ihm wohl nicht bekannt war, nicht abzufinden, ebensowenig kannte dieser Gelehrte die erst nach seinen Tagen ermittelte Tatsache, daß die sieben und die dreizehn Gemeinden nur ein winziges Überbleibsel eines die Tiefebene einst weithin und an verschiedenen Punkten bedeckenden germanischen Sprachgebietes seien; Schröder dagegen kann sich nicht verhehlen, daß hier keine zufälligen Äußerlichkeiten vorliegen, die ihren Ursprung rein lokalen Verhältnissen verdanken.

Er bekennt offen³⁾: »Merkwürdig ist es nun, daß sich bestätigt, was ich geahnt: um all diese Sporaden der österreichischen Monarchie schlingt sich — außerdem daß sie ein gleiches Schicksal tragen — ein Band der Blutsverwandtschaft, was bei den großen räumlichen Entfernungen wirklich wunderbar erscheint.«

¹⁾ Schröder, Beitrag zu einem Wörterbuch der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes.

²⁾ Schröder, Ein Ausflug nach Gottschee, S. 168—170.

Und weiterhin, S. 170, heißt es, nach Erwähnung verschiedener Besonderheiten bei den Cimbern, sie »lassen durch alle bayerisch-österreichischen, überwältigenden Einflüsse hindurch, immer noch etwas durchschimmern, das von weiterher stammte. Daraus geht schon hervor, daß er den heutigen Lautbestand zwar im großen und ganzen mit Schmeller für einen dem bayerischen sich am meisten nähernden hält, dies aber keineswegs für vollbeweisend für die Abstammung der betreffenden Volksgruppen erachtet. Das spricht er vielleicht noch nachdrücklicher aus bei Besprechung³⁾ des wichtigen Umstandes, daß der cimbrische wie der Gottschewer Dialekt den bayerisch-österreichischen Plural des persönlichen Fürworts zweiter Person *ös* oder *es* (*Es habts*) nicht kennen, obwohl er für den bayerischen Dialekt nach Weinhold (*bayerische Grammatik*), jedenfalls für das 14. Jahrhundert schon nachgewiesen ist, wenn es nicht ein alter Dual sein sollte, was Schröder bezweifelt.⁴⁾

Wie erklärt nun Schröder diese ins Auge fallende und so wunderbare Verwandtschaft, die schon lange in unserem teuren Vaterlande die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte, wenn sie sich zwischen Irokesisch und Inkasprache ergeben hätte? (wie ähnlich bei Schröder zu lesen, *Ausflug* S. 166). Er erklärt sie dadurch, wenn ich ihn recht verstehe, daß er in all diesen Gegenden eine gemischte, aber gleichartig gemischte Einwanderung aus verschiedenen Gegenden Deutschlands annimmt, namentlich nennt er Flandrer, Sachsen, zu den ersteren rechnet er wohl auch die S. 170 erwähnten Niederrheiner, dann Ansiedlungen des deutschen Ritterordens, wie im Bautzenlande; daß er aber auch Schwaben und Mittelfranken nicht ausschließt, scheint aus anderen Stellen hervorzugehen: S. 172 etc. Zur Bekräftigung dieser Ansicht übernimmt er nun den verdienstvollen Nachweis einer auffälligen Übereinstimmung des cimbrischen und des Gottschewer Dialektes in Worten, die dem bayerischen nicht anzugehören scheinen (sie müßten denn für eine weit zurückliegende Zeit zu erweisen sein), und zwar eine Übereinstimmung, die vielfach bis zur Identität des Wortbildes geht. Dabei bekennt er aber offen, daß er für einzelne Worte in keinem Dialekte Deutschlands ein Analogon findet, auch nicht im Alt- oder Mittelhochdeutschen, sondern nur im Gotischen; aber auch dafür, woher die Veränderung W-B, F-W kommt, gibt seine Einwanderungsannahme keinerlei Erklärung, sie bleibt ihm wunderbar. Eigentlich hat aber der Verfasser die Erklärung schon gegeben, wenn er sagt, ein Band der Blutsverwandtschaft umschlinge alle diese Stämme. Wunderbar wäre nur, wenn eine Einwanderung aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, beginnend etwa mit Otto I., nach weit voneinander gelegenen Punkten des heutigen Österreich-Ungarn und Italiens im Laufe mehrerer Jahrhunderte mit dem Erfolg hätte geleitet werden können, daß ein eigentümliches Volkstum entstand, das, ungeachtet der »überwältigenden Einflüsse« des Nachbardialektes, eine ganz eigentümliche Lautverschiebung, verbunden mit einem immerhin sehr originellen Wortschatz, sich leistete. Hieran allein, scheint es, müßte dieser Erklärungsversuch scheitern.

Aber wenn es uns gelungen ist, oben für den cimbrischen Bezirk diese massenhafte Einwanderung aus später Zeit als unmöglich, ja als tatsächlich durch

³⁾ Schröder, Beitrag zu einem Wörterbuch der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes, S. 279.

⁴⁾ *Ausflug nach Gottschee*, Wien 1870, S. 132.

den Nachweis viel früheren Bestehens eines Deutschtums widerlegt hinzustellen, so wird dieser so wenig befriedigenden Annahme ohnehin der Boden entzogen.

Das gemeinsame Band, das Band der Verwandtschaft muß dann ein solches sein, welches die fraglichen »Sporaden« mit den Cimbern, also, nach dem früher Erörterten, mit deren Vorfahren, den Goten, verbinden könnte. Für die Gottschewer Gegend ließe sich nun schon wegen des Lautes des Namens, wie auch wegen der nahen Lage einiger Gauen erwarten. Aber das ungarische Bergland? Wird hier nicht zuviel bewiesen?

Ich denke nicht.

Wir brauchen die Zipser und ihre Nachbarn noch gar nicht ohne weiteres zu Goten zu stempeln, aber allenthalben im Bereiche der österreichischen Monarchie, wo wir unterhalb der Enns deutsches Sprach- und Volkstum finden, ist die Annahme wenigstens nicht von vornherein ausgeschlossen, daß hier vor dem Eindringen deutscher Siedler in der bayerischen und österreichischen Zeit schon deutsche Volkstrümmer vornehmlich ostgermanischer Abstammung gesessen haben und, von den nachfolgenden Einwanderern mehr oder minder stark in ihrer Eigenart beeinflusst, dank dieser Verstärkung ihrer Nationalität (wenigstens zeitweise) erhalten blieben. Von Müllenhoffs Anschauung wegen der Umgegend von Wien war schon oben die Rede. Namen und Art der Zipser auf Gepiden zurückzuführen, war Schafarik nicht der erste, aber auch nicht der wenigst zu beachtende Forscher.¹⁾ Daß die Gepiden von den Langobarden nicht so völlig vernichtet wurden, wie manchmal angenommen wird, erhellt daraus, daß sie etwa 60 Jahre nach der Langobardenschlacht als Gefolgsleute der Avaren vor Byzanz erschienen,²⁾ und daß ihrer noch im neunten Jahrhundert in Pannonien Erwähnung getan wird.

Andererseits wissen wir, daß ein Teil der auch von den Langobarden (493) in ihrer Kraft gebrochenen Heruler sich mit »den schlechtesten Sitzen in Rugiland« begnügen mußten; sie alle waren ostgermanischen Stammes, wie die Vandalen. Alle bis auf letztere hatten dem großen Reich mit gotischer Verkehrssprache des Attila angehört,³⁾ bei allen können besondere Einflüsse, namentlich auch Blutmischung mit Völkern, denen die Westgermanen nicht oder weniger nahe traten, angenommen werden. Namentlich die Goten zogen weder in reine Ödländer ein, noch hinterließen sie solche bei ihrem Abzug, sie ließen Slaven und Sarmaten im Glück für sich den Boden bauen, wie sie es später für die Hunnen tun mußten.

Da kann wohl eine gewisse sprachliche Disposition den erwähnten Völkerresten gemeinsam geblieben sein, und es dürfte nicht beweisend sein gegen eine solche Annahme, daß die eine oder andere Tendenz durch die uns überlieferte gotische Schriftsprache nicht belegt wird, solche Tendenzen können eine jahrhundertelange Inkubationszeit durchmachen,⁴⁾ ehe sie herrschend werden, resp. durchdringen.

Der Unterschied zwischen ostgermanisch und hochdeutsch, der Grimm noch gering dünkte, ist übrigens erst neueren Forschungen zufolge als erheblicher hin-

¹⁾ Schafarik. Slavische Altertümer, ein Produkt jedenfalls vielen Scharfsinns und großer Belesenheit, wenn auch schon vor 60 Jahren verfaßt. Man beachte die Tradition der Probenes, sie seien Reste eines großen Volkes, das einst weithin die Gegend beherrscht habe. Schröder, Mundarten des ungarischen Berglands, S. 216.

²⁾ Vgl. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern.

³⁾ Jung, a. a. O., S. 210.

⁴⁾ Brünner, Die Heimat der Indogermanen. Jahresber. d. Ver. f. Erdk. zu Metz, 1896/97, S. 36.

gestellt worden, was Galanti noch nicht bekannt gewesen zu sein scheint, dabei wird aber auch jetzt auf Einzelheiten des Wortschatzes wenig Gewicht gelegt.⁵⁾

Wenn daher nachstehend mit wenigen Worten des Wortschatzes gedacht wird, so geschieht dies nur in dem Sinne, daß eine besondere Gemeinschaft zwischen den Mundarten der Cimbern und der Gottschewer dargetan werden soll, nicht aber etwa um zu beweisen, daß ihre Sprache sich dem Gotischen besonders näherte, wenn auch einige Einzelheiten selbst Schröder befremdeten.

Es ist eine nicht geringe Zahl von Worten, die den Leuten in Gottschewer mit den Cimbern gemeinsam sind, ohne daß sie der benachbarten bayerisch-österreichischen Mundart anzugehören scheinen.

Hier sollen, des zugemessenen Raumes wegen, nur einige besonders merkwürdig scheinende Worte hervorgehoben werden, die übrigen kann, wer dies will, bei Schröder und Schmeller nachsehen.

Es folgen, wo nicht beide Formen übereinstimmen, nachstehend zuerst die Worte wie sie in der Gottschewer, sodann wie sie bei den Cimbern vorkommen, daneben eine Übersetzung.

Dille, dilla, Heubühne; görz, gerz, Löffel; grimmen, sich erzürnen; hoiken, hocken, rufen; hienen, hünen, heulen; lai, lei, nur, gleichsam, eben; g. perichten, mit den Sakramenten versehen — c. borichten, das hl. Abendmahl spenden; tase, Tanne; tetten, säugen; tajen, saugen; tôte, toto, Pate; triel, tril, Lippe; sache, sacha, Viehstand (bestiame); werten, wert, im vorigen Jahr; in oinder wert, in oandar wert, auf einmal; g. offe, Frosch — c. affa, Kröte; sechte, sechta, Lauge; wuder, weiter; waisten, lat. pedere; haude, baita, Hütte, u. a. m.

Viele anderen Übereinstimmungen ergeben sich von selbst aus der gemeinsamen Art der Lautänderung, wie bac, bec, Weg; auch habe ich vermieden, die Worte zu notieren, bei denen die zu grunde liegende altdeutsche oder mittelhochdeutsche Form bekannt war, wie bei wochitze, wocheza, Kuchen — fochanza, lat. focatia, u. s. w. Daß manche dieser Worte sich gerade auch im ungarischen Bergland finden, soll unerörtert bleiben, weil wir auf diese Mundart hier nicht näher einzugehen haben. Merkwürdig sind noch einige Worte des Dialektes der Gottschewer, wie ades = jetzt, crisp = kraus, purc = Schwein, die zwar nicht als cimbrisch aufgeführt, die aber in cimbrischen Ländern jedenfalls bekannt sind, da sie italienisch fast ebenso lauten: adess', crispo, porco.

Wieder andere Worte weisen auf ferne Länder, wie koné (got. gens) amma, ersteres Ehefrau, letzteres Hausfrau; kulé, Grube, u. s. f., die uns bald zu den Niederrheinern oder Holländern, bald zu den Allgäuern führen würden.

Manche cimbrische Worte kommen auch in Tirol vor, wie knott — Fels, das erwähnte lei, stickel — steil, troje, Viehweg, so auch manche Gottschewer Worte im Kärntner Land; das wird niemandem wundern, der Dialektgrenzen beobachtet. Manches Wort hat einen gewissen Verbreitungskreis um sich gezogen, der gar nicht immer mit den eigentlichen Dialektgrenzen übereinstimmt, man denke nur an die Verbreitung der Namen der Wochentage, wie Ertag = Zischti = Afermontag = Dienstag; Genug, eine ganz besondere Gemeinsamkeit wird man unseren beiden Mundarten nicht abstreiten, wie sie ja Schröder so sehr hervorhebt.

Nun waren aber die Cimbern spätestens im 9. und 10. Jahrhundert in ihren Sitzen zwischen Brenta und Etsch schon alteingesessen, wit wir im vorigen Jahr-

⁵⁾ Paul, a. a. O. I, S. 362.

gang nachgewiesen. Schmeller-Bergmann geben uns dafür weitere Beweise an die Hand. So erhellt aus einer Urkunde von 917, also aus der Zeit vor Einverleibung der Mark Aquileja, als Italien unter Berengar, der sich auch Kaiser nannte, stand, daß ein von ihm dem Bischof von Padua geschenkter Landstrich im Brentatal, in der Gegend von Solagna, mit der Gerichtsbarkeit sowohl der Deutschen als der anderen Einwohner hingegeben wurde. »Tam Germanorum, quam aliorum hominum, qui nunc in prædicta valle Solana habitant.« Nichts berechtigt uns zu schließen, daß die an erster Stelle, als die zahlreicheren, erwähnten Germani erst angesiedelt worden seien. Das führt uns darauf, daß sie mindestens seit dem 9. Jahrhundert dort waren.

Die Einwanderung der Flandrer in Illyrien, resp. Krain etc., wie sie Schröder erwähnt, könnte aber erst weit später stattgefunden haben. Die mir ganz unnatürlich scheinende Annahme der Entstehung eines so eigentümlichen Dialektes, wie der cimbrisch-gottscheische es ist, aus solcher Zusammenwürfelung, erscheint daher um so unhaltbarer, als sie auch für die Gottschee sich gar nicht auf den geschichtlichen Nachweis solcher Einwanderung stützen kann, die für Kärnten und Krain ebensowenig feststeht, vielmehr scheinen hier die Ansiedler aus Bayern und seiner Ostmark hergekommen zu sein.

Bergmann selbst glaubt,¹⁾ die Einwanderung der Deutschen in die Gegend zwischen Verona und Bassano auf die Zeiten der Karolinger und früher zurückführen zu sollen, er weist auf die Bischöfe von Padua hin, von denen im Zeitraum von 647—1050 22 Ultramontani gewesen seien. Aber nicht nur bemerkt Galanti mit Recht, daß auch jene, die aus Gallien kamen, so genannt werden konnten, sondern auch daß die Romanen sehr frühe schon germanische Personennamen führten. Man wird sich fragen müssen, ob denn Bischöfe der langobardischen und der Karolingerzeit in der Lage waren, große Mengen Volks anzusiedeln, da sie doch damals keine Landesherren waren. Und wie konnten die Bischöfe von Padua in den Gebieten jener von Verona, Vicenza, Belluno etc. Ansiedlungen hervorrufen?

Ob die Langobarden,²⁾ die ihre 20000 sächsischen Verbündeten wegziehen ließen, weil sie ihnen nicht gestatten wollten, nach eigenem Rechte zu leben, deutschen Einwanderern gegenüber nachgiebiger gewesen wären, und ob es damals in deutschen Landen in größerer Zahl Leute gab, die unter Verzicht auf eignes Recht sich am Südfuße der Alpen Ländereien, die noch frei, also natürlich minder gut waren, hätten anweisen lassen, mag sich jeder selbst sagen. Meines Erachtens war damals die Zeit der Auswanderung noch nicht gekommen; noch saßen die Landleute in deutschen Landen auf dem ungeteilten Eigen der Sippe, noch hätte ihnen ihren Wegzug niemand durch Ablösung ihres Anteils vergütet, und wenn wir auch etwas spätere Zeiten, etwa die früheste Karolingerzeit setzen, so war doch noch lange keine Übervölkerung da, und keinesfalls der Druck der seniores in austrasischen Landen so groß, um Wegzug in Masse zu rechtfertigen.

Wir müssen daher aus den schon im vorigen Jahrgang erörterten Gründen die Cimbern uns noch früher eingewandert denken.

¹⁾ Einleitung zu Schmellers cimbr. Wörterbuch, Sitz-Ber. d. Kais. Akad. 1855, Wien, Heft 2 u. 3, S. 87 ff. Damals war, wie nicht zu übersehen, noch nicht bekannt, in welchem Umfang der Fuß der lessinischen Berge einst von Deutschen besetzt gewesen sein muß!

²⁾ Vergl. das über die »wæregangis« Gesagte, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1902, S. 59.

Zwingt uns aber das enge Band, das Cimbern und Gottschewer verbindet, zur Annahme einer gemeinsamen Abstammung, so müssen wir sie auch eine geraume Zeit hindurch in einem gewissen Zusammenhange denken, der eine gemeinsame Sprachentwicklung ermöglicht, wie sie nicht durch die beiderseitigen Beziehungen zu den bajuwarischen Nachbarn erklärt werden kann. Wie soll man sich aber diesen Zusammenhang vorstellen?

Es wäre gewagt, in dieser Beziehung mit Behauptungen hervorzutreten, jedenfalls soll keineswegs aufgestellt werden, die Vorfahren der Gottschewer hätten sich in unmittelbarer Nachbarschaft der »Cimbern« nach der Katastrophe, die sie im 6. Jahrhundert betroffen, längere Zeit aufgehalten. Der Zusammenhang läßt sich auch anders konstruieren.

Sie werden durch geringere Abstände als jetzt getrennt zu denken sein, der Zusammenhang kann durch eine in jener Gegend Oberitaliens nicht unwahrscheinliche germanische Diaspora vermittelt worden sein. Diese ist inzwischen verschwunden, wie es für die »Meraner« sicher zu sein scheint. Ein Teil ist romanisiert worden, ein anderer aus seinen Sitzen weiter ins bergige Hinterland gedrängt, wie die Reste in den Tälern der Wippach und des Isonzo zeigen — selbst bis St. Veit am Flaum gehen ja die Spuren einstigen Deutschtums. Endlich blieb von der östlichen Gruppe nur das übrig, was sich in die unwegsamsten Waldgebiete an der Kulpa verzogen hatte, wie von den Cimbern ja auch die am längsten sich bei ihrem Volkstum erhielten, welche sich auf die Plateaus der sieben und der dreizehn Gemeinden oder in Seitentäler des Fersentales zurückgezogen hatten.

Ob sie durch Volkszunahme in den ebenen Gegenden, durch Grundherrschaft, die damals schon die romanischen Kolonen bevorzugten, vertrieben wurden, oder ob nicht ein gewisser Trieb nach Unabhängigkeit, Unlust enger Berührung mit der romanischen, respektive slovenischen Bevölkerung und die Sorge um Erhaltung der eigenen, hochgehaltenen Nationalität und Sitte, die man noch jetzt³⁾ bei den Bewohnern der Gottschee bemerken will, mitwirkten, muß der Erwägung des Lesers überlassen bleiben.

So bestärkt uns die Wahrnehmung der Verwandtschaft zwischen Gottschee und Cimperland dadurch, daß es sich, je weiter wir zurückgehen, um immer größere Mengen altangesessener Germanen handelt, in der schon von Steub vertretenen Ansicht, daß wir es hier mit den Resten einer großen Volkssiedlung zu tun haben, von der gleichwohl keinerlei historische Kunde übrig geblieben, und in der Ansicht, daß dieselbe in die Zeit der großen Wanderungen zurückzuverlegen ist; andererseits erhalten wir dadurch allein einen Anhaltspunkt, über die viel bestrittene Abstammung der Gottschewer eine Überzeugung zu äußern. Denn in dieser Ecke Illyriens wogten so lange die Völker ohne geschichtliche Kontrolle hin und her, daß sonst eine Hypothese kaum zu motivieren wäre.

So glaubte der berühmte Zeuß dieses Völkchen für Vandalen erklären zu müssen.

Seltsam, obschon er den Namen des Ländchens auf die Guduskaner der Annales Einhardi und auf das »Goutziska« des Porphyrogenitus zurückführt, lehnt er doch die Ableitung des Namens von Goten ab, weil die Sprache eine oberdeutsche sei; aber die Vandalen waren doch auch Ostgermanen, wie die Goten?

Die Ansicht Zeuß' wird nun bekämpft,⁴⁾ weil die Guduskaner südlich der

³⁾ Tuxenbaler, XII. Jahresber. d. Ver. f. Erdkunde in Dresden, S. 27.

⁴⁾ Schröder, Ausflug nach Gottschee.

Kulpa saßen. Wir lassen es dahingestellt, ob nicht eine Verschiebung hätte eintreten können, wir halten es nicht einmal für nötig, auf die vielen anderen Anklänge an den Gotennamen uns zu stützen, wie da sind, Gotendorf-Gotna vas (Vgl. Slovenska vas in derselben Gegend!) Götowitz, Gutenfeld etc. Schröder hebt das alles selbst hervor, schalkhaft einladend, daraus »abenteuerliche Schlüsse« im Sinne gotischer Herkunft zu ziehen; er weist solche, obwohl er nicht, wie andre, »Gottschee« für ein slovenisches Wort-Waldland³⁾ hält, einfach ab mit dem Satze: »Keine Spur von Eigentümlichkeiten, die selbständig aus uralter vandalischer oder gotischer Wurzel entsprossen, unterschieden von den Mundarten markomannischen etc. Stammes sich entwickelt haben könnte.«

Bei den Krimgoten entstand aus dem Gotischen »veinagards« (Weinberg), nach Busbecq »Wingarts«, geradeso sagt man noch heute in Lothringen, aus »dags« Tag; Regen, Brot, Appel etc. fand er in ihrer Sprache. Wer kann nun wohl bestimmt sagen, wie sich gotische Wörter in einer Mundart im Lauf von 12—13 Jahrhunderten entwickeln mußten, wenn die Reste eines Gotenstammes, keineswegs ganz frei von Vermischung mit anderen Deutschredenden, einmal 200 Jahre unter langobardischredenden Herren, Richtern, Kriegsobersten, Geistlichen (jedenfalls so lange es bei den Langobarden noch arianische Bischöfe gab) fortlebten, dann allmählig Fühlung mit dem aus den nördlichen Alpentälern herüber dringenden Deutschum oberdeutscher Art erhielten, und nun bis zur Zeit der Reformation regelmäßig deutsche Seelsorger, will sagen, Prediger, Lehrer sich von dort kommen ließen.

Will man da noch gotische Perrefakte entdecken?

Alles oben Gesagte trifft aber für die Cimbern vollkommen zu; die sprachliche Übereinstimmung der Gottscheer weist darauf hin, daß es teilweise auch für sie zutreffen haben möchte.⁴⁾ Dazu kommen die schon erwähnten, sonst kaum erklärlichen Andeutungen italienischen Einflusses, und dann noch einige immerhin erwähnenswerte Ortsnamen. So finden wir auch im Wippachtal ein Gotsche, ebenda ein Farra, wie eines im Ländchen Gottschee blüht, es kommen beide Namen wohl vom Worte parrocchia, Pfarre. Ganz merkwürdig aber scheint mir, daß an der Kulpa auch der Ortsname Padua zweimal auftaucht!

Solche einzelne Namensübereinstimmungen sind ja nicht zu hoch anzuschlagen, aber wenn man einmal durch andere Gründe überzeugt ist, dienen sie wohl als willkommene Bestätigung; beweisend sind mir nur die zahlreich auftretenden Ortsnamentypen, wie sie oben besprochen wurden und die als für gewisse Kulturzustände und damit für gewisse Besiedlungsperioden ebenso kennzeichnend sind, wie ihr Fehlen.⁵⁾

Die Legende von den kriegsgefangenen Franken von 1348 hält schon Czörnig für höchst anfechtbar,⁶⁾ auch er nimmt uralte, allerdings vandalische Siedlung an.

³⁾ Goševje — wieder nach anderen Koče-Blockhaus.

⁴⁾ Sollte nicht ein kärntnerischer Dynast, ein Chazelin, ein Auersperger, in Venetien und Krain begütert, Kolonisten aus der Mark Aquileja nach dem schütter bevölkerten Land zwischen Gurk und Kulpa, dem berufenen »dürren Krain« verpflanzt haben?

⁵⁾ Daß die Toponymie der Gottschee viele Ortsnamen auf -dorf, so auch ein Katzendorf aufweist, auch beim kommt vor, kann nach der Geschichte des Krainer Landes, welche ja nicht viel von der Kärntens und der Steiermark abweicht, nach dem früher Gesagten, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 55, nicht wundernehmen. Von freier Volkssiedlung ist keine Spur, die wenigen -ing sind aus -ig entstanden, also slavischen Ursprungs. Vergl. meinen Artikel im Korrespondenzbl. d. Gesamtver. d. deutschen Gesch. und Altert.-Vereine, 1900, S. 127.

⁶⁾ A. z. O., S. 17.

Die Urkunde von 1363, bei Schröder, Ausflug, S. 177, abgedruckt, beweist doch nur, daß etwas vor dieser Zeit in den Walddistrikten Gottschee, Goteniz, Pölan, Costel und Ossiwniz sich die Bevölkerung vermehrt hatte und Kirchen entstanden waren, welche dem Rektorat Reiffnitz unterstellt wurden. Letzterer Ort wird schon damals eine ältere deutsche Siedlung gewesen sein.⁷⁾ Woher das Volk der neuen Pfarren kam, ist nicht gesagt. So können die Bewohner ebensogut irgendwo in der Nähe, oder auch in einiger Entfernung gehaust haben und nach dem Ödland, der alten Zuflucht aller Bedrängten, gekommen sein, wie es sich auch um allmähliches Anwachsen der deutschen Bevölkerung von Reiffnitz und anderen inzwischen slavisierten Gegenden handeln kann. Erhalten hat sich auch hier wieder der Teil, der die unwegsamsten und unbegehrtesten Bezirke innehatte, und so muß er in der Zeit des verallgemeinerten Verkehrs verschwinden, weil eben die Deutschen, besonders unserer Tage, ferne von dem Selbstgefühl der alten Probener und Gottscheer, sich nur zu halten scheinen, wo dichte Berührung mit anderem Volkstum, namentlich die Einwanderung fremden Volkes in größerem Maßstabe ferngehalten bleibt, sonst schmilzt das Deutsche wie Schnee an der Sonne. Das ist traurig aber wahr!

Doch zum Schlusse!

Kehren wir zurück zum Ausgangspunkt unserer Untersuchungen, so finden wir, daß der Anblick der Entwicklung der Dinge im Norden und Süden der Ostalpen seit Anbruch des mittleren Zeitalters ein vielleicht einzig dastehendes Schauspiel, das gleichwohl fast unbeachtet sich abspielte, geboten haben muß.

Der Norden wird besetzt von Alemannen und Bajuwaren, die sich aber zuvörderst der flachen und dann der hügeligen Gegenden bemächtigen, während, erst am, dann nur mehr im Gebirge sich die Reste der romanisierten Provinzialbevölkerung, immer mehr zurückweichend, ihre alte Sprache bewahren, von der sich als letztes Überbleibsel (in den östlichen Alpen) nur noch die Bewohner der obersten Talstufen des Inns bei ihrer Nationalität erhalten haben, zu denen das Italienische nur in einem ärmlichen Hochtal, in Livigno, herübergreift. Auf der anderen Seite breitet sich die romanische Bevölkerung in der fruchtbaren Tiefebene, nach den Stürmen der Völkerwanderung rasch sich erholend, fast ungestört selbst durch die langobardische Eroberung, aus, die Eroberer so schnell sich assimilierend, daß, wie in der Waadt, nur die Toponymie davon Kunde gibt, eine wie zahlreiche germanische Volkssiedlung in erkennbarem Anschluß an die Königsstadt (hier Genf, dort Pavia) sich da einst niedergelassen hatte. Nur im östlichen Winkel Oberitaliens sind germanische Volkstrümmer erkennbar, erst noch im Flachland, analog den früh verschwundenen romanischen Landschaften an der Salzach und um den Bodensee, dann zurückgedrängt in die Täler, auf die Hochflächen, zu denen des Klimas halber im Norden keine ganz passenden Gegenstücke zu finden sind, zuletzt fast nur noch im Hintergrunde der tief in die Berge reichenden Täler.⁸⁾ So haben wir auch im Süden den Eindruck, es mit einer Bevölkerung zu tun zu haben, die sich ihre Wohnsitze nicht, wie Eroberer, in den reichsten, fruchtbarsten Gefilden, ohne Rücksicht auf den Willen anderer frei bestimmen durften.

Das Hereindrängen slavischer Zuzügler von Osten vollendet den Parallelismus,

⁷⁾ Erwähnt 1220 als Dominium Engelberts.

⁸⁾ Heißt doch sogar das hinterste Dörfchen im obersten Sarcatale, 1300 m hoch gelegen, Tedesca, und gleich dahinter findet sich ein Bedola, Diminutiv von Baia, Baudel!

der nur dadurch eine Verschiebung erleidet, daß im Laufe der Entwicklung von Norden her die Bayern sich im Etschland und in Friaul als Grundherren, als Kaufleute festsetzen und so ein neues Element hereinbringen, das zeit- und platzweise das ältere germanische Element stärkt und wenigstens südlich des Brenners bisher erhalten hat. Eine erfreuliche Tatsache, die freilich ausgeschaltet werden muß, wenn wir die Natur jener germanischen Siedlungen südlich der Alpen richtig verstehen wollen.

Zugleich werden wir aber gewahr, wie unerbittlich die Alpen auch hier ihre Funktion, eine Sprachenscheide zu bilden, ausgeübt haben, allerdings unterstützt von Gleichgültigkeit auf unserer Seite. Wir werden gewahr, wie eine ganze Provinz einst so dicht mit Germanen besetzt war, daß ein anders geartetes Volk sich diese Volksreste wohl hätte erhalten und angliedern können, wodurch dann dieses Volk eine Provence in bescheidenem Umfang und einen Zugang zum Mittelmeer sich geschaffen hätte!

In dem Volke aber, dessen Los sich dem der tributarii Romani auf der anderen Alpenseite so ähnlich gestaltet haben muß, dürfen wir die Nachkommen des edlen Gotenstammes erblicken, jener goti superati des Paulus. Ohne eignen König, ohne eignes Recht, und darum ohne eignen Namen lebten sie fort, kaum gekannt von dem deutschen Volke, das sich den trügerischen Schimmer der Kaiserkrone erkämpft hatte; nur seine schönsten Sagen von Dietrich und seinen Recken nahm Deutschland durch Vermittlung der Bajuwaren von den Tiefgefallenen entgegen und verflocht sie mit den Traditionen des stolzen Frankenstammes in einen Kranz (Nibelungenlied). Als man sich später des verwandten Stammes wieder erinnerte, da wollte niemand in der dienenden Magd die Königstochter erkennen, hatte sie doch in der Niedrigkeit den eignen Ursprung vergessen.

So träumte unser Dornröschen in der Einsamkeit seines Waldgeheges umsonst von dem Prinzen, der es erlösen soll. Nun ist er so gut wie ausgeträumt, dieser Traum, Dornröschen ist bald für ewig eingeschlafen.

Nur einmal streifte es freundlich ein Fürstenblick, da atmete es tiefer auf, aber der Sachsen König eilte, wie er wähnte, einer herrlicheren Braut entgegen. Hätte er den eroberten Bruderstamm allein erstrebt, sich an Dornröschen genügen lassen, wahrlich, es wäre wohl nicht sein Stamm mit dem dritten Sprossen elend verwelkt.

Auf Dornrösche's Grab aber legen wir wehmütig, doch dankbar für die Treue, die es seinem Stamme so lange festgehalten, diese Zeilen nieder, die ihm seinen alten Rang und Ruhmesitel zurückfordern sollen.

VI.

Es ist Zeit, daß wir uns noch den Silviern und somit den Westalpen zuwenden. Verschieden wie das Gelände ist hier auch der Umfang der Siedlungen, verglichen mit dem, was wir in den Ostalpen angetroffen haben.

Hier im Westen herrscht die strenge Gliederung des Kettengebirges, die Gebirge selbst sind die höchsten Europas, die mittlere Schartung ist von bedeutender Höhe, der Verkehr zwischen den einzelnen Flußtälern, auch desselben Flußgebietes, dadurch wesentlich erschwert; niedere Übergänge aus einem Stromsystem in das andere, wie Brenner, Scheideck, oder gar wie das Toblacher Feld und das »Gemark« hinter Schludersbach, kommen hier nicht vor. Auch von jenen klimatisch

wie landschaftlich so wunderbaren, ja unvergleichlichen Hochflächen, wie die Porphyrlatten bei Bozen, die Plateaus von Lafrun, Breonio und so manche andere, ist hier nichts zu sehen; steil und jäh fällt das Hochgebirge in die lombardische Tiefebene ab, wie ein Blick von Mailands Dom auf die Monte Rosa-Gruppe lehrt.

Die wenigen in diese Täler versenkten deutschen Gemeinden Piemonts enthalten eine nicht gar zahlreiche Bevölkerung, und auch wenn wir berücksichtigen, daß deren Verbreitungsgebiet einstens beträchtlicher gewesen sein muß, so erhalten wir doch niemals auch nur entfernt solche Zahlen, wie sie für unser östliches Untersuchungsgebiet auch die bescheidenste Schätzung wird aufstellen müssen.

Dadurch wird es aber natürlich auch mißlicher, aus der Geschichte der germanischen Wanderungen zwingende Schlüsse auf die Abstammung dieser Siedler zu ziehen. Einzelne germanische Sippen können schließlich aus den verschiedensten Gegenden und bei gar mancherlei Anlässen in jene Hochtäler verschlagen worden sein.

Da nun aber die geschichtliche Überlieferung versagt, die örtliche Tradition gar nicht oder nur unsicher und unklar sich vernehmen läßt, die Untersuchung des Dialektes wegen der großen Neigung solcher Grenzbezirke, von den deutschen Nachbarn sich beeinflussen zu lassen, keine Entscheidung zu bringen verspricht, so darf nur dann ein zuverlässiges Ergebnis erhofft werden, wenn es gelingt, eine größere Gruppe von Siedlungen rätselhafter Herkunft, wie solche in jenen Gegenden nicht fehlen, unter einen Gesichtspunkt zusammenzufassen, so daß auch sie als ein Ganzes erscheinen und als solches eine so erhebliche Volksmenge darstelle, daß wir auch hier sagen dürfen: Eine solche zahlreiche Siedlung kann nicht unbeachtet sich in die Alpen verirrt haben, ihre Festsetzung muß mit einem der geschichtlich beglaubigten Wanderzüge germanischer Völker zusammenhängen; es fragt sich nur mit welchem. Versuchen wir, ob es nicht auch hier möglich ist, denselben auf dem Wege der Ausschließung zu ermitteln?

Welche dieser Siedlungen unsicherer Abstammung sind, werden wir erfahren, indem wir uns mit den bisherigen Erklärungen der deutschen Enklaven in Piemont, mit den Ansichten über die Abstammung der Silvier befassen.

Galanti erblickt auch in ihnen Goten, verstärkt durch Langobarden und andere Zuzüglinge deutscher Abkunft, wie er dasselbe ja auch von den Cimbern angenommen hat. Übereinstimmend mit Schott¹⁾ nimmt auch er an, daß die germanischen Siedlungen im Tocetal einstens erheblich weiter herabgereicht haben. Die Annahme einer bedeutenden Zuwanderung aus dem Wallis bestreitet er entschieden.

Wenn er meint, seine Annahme habe das für sich, daß sie die germanische Besiedlung der südlichen Alpentäler aus einer einheitlichen Ursache ableite, nicht für jede Gegend ein Herüberströmen aus den verschiedensten Stämmen und Landschaften in den verschiedensten Zeiträumen unterstelle, so wäre ihm hierin wohl beizupflichten, wenn er nur wirklich eine einzige wirkende Tatsache aufstellte und nicht selbst eine Mischung verschiedener Stämme, vorherrschend allerdings von Langobarden und Goten, annähme. Auch könnte man ihm erwidern: Ist die Umlagerung der Nordseite der Alpen von germanischen Stämmen, die herüberkommen konnten, nicht auch eine einheitliche Tatsache?

Darum möchte ich doch glauben, daß die einfache Übertragung des für Venetien gefundenen Resultates auch auf die Silvier nicht angängig ist.

¹⁾ Albert Schott, Die deutschen Kolonien in Piemont, 1842.

Mehr Gewicht dürften, so scheint mir, folgende Betrachtungen haben:

Die Art und Weise, wie wir die deutschen Siedlungen im Süden der Alpen verteilt finden, nämlich vorherrschend im Hintergrunde tiefeinschneidender Täler, mit unwiderlegbaren Spuren, daß ihr Sprachgebiet einstens erheblich weiter herabgerückt habe, verbunden mit dem Vorkommen ansehnlicher ehemaliger Verbreitungsbezirke am Fuße der Alpen, alles das entspricht auffallend der früheren und der jetzigen Verbreitung der vorgermanischen Volksreste in den Nordalpen, in den inneren Tälern der Aar, Reuß und Limmat¹⁾, im Rheintal, bis an, ja über den Bodensee, wie wir sie oben dargestellt haben, und in den hinteren Flußtälern von Iller, Lech, Loisach, Isar und Inn.

Wie für die Ostalpen, so kommen wir schon darum auch für den Bezirk der Silvier zu dem Eindruck; daß wir es hier wie dort in diesen germanischen Siedlungen ebenfalls mit einer unterdrückten, aus besseren Sitzen verdrängten Bevölkerung zu tun haben, wie das zweifellos bei den sogenannten »Romanen« der Nordalpen zutrifft. Ein germanisches Volk, das seine Sitze so ganz entgegen seiner sonstigen Sitte in rauher Berggegend zu nehmen gezwungen war, kommt aber in der Geschichte sonst nicht vor, diese Voraussetzung paßt wohl nur auf die Goten nach ihrer Niederlage, sonst hat es hier ein solches nie gegeben. An Siedlungen aus späterer Zeit, wo der unterdrückte und oft hörige deutsche Bauer weniger wäherisch war, ist hier keinesfalls für alle diese Siedlungen zu denken. Ihr Alter erweisen der Mangel an klarer Überlieferung, das Hinabreichen gegen die Ebene im frühen Mittelalter, also in Gegenden, die nicht ohne Widerstand der Eingeborenen an Fremdlinge hätten abgetreten werden können, und teilweise auch die so altertümliche Sprache und die Ortsnamen.

Das Heranziehen der Langobarden zur Erklärung der silvischen Siedlungen halte ich nach dem Ausgeführten für unzulässig. Es wird genügen, hiewegen auf das oben im Abschnitt V. Gesagte zu verweisen. Daß langobardische Siedlungen, nach dem was sie in der eigentlichen Lombardei geleistet haben, eine besondere Widerstandsfähigkeit gegen Verwelschung gar nicht erwarten lassen, ist ebenfalls schon früher erörtert worden.

Galanti spricht sich mit Recht gegen die Annahme einer starken Zuwanderung von Wallisern ins Gebiet des Mittelmeeres aus, ob aber mit ebensoviel Recht gegen eine Stammesgemeinschaft zwischen Wallisern und Silviern, scheint mir sehr zweifelhaft.²⁾

Die Walliser bilden aber im Oberlauf des sonst ganz und gar romanischen Rhonebeckens eine auf den ersten Blick befremdende Erscheinung. Man hat sie lange für Burgunder gehalten³⁾; aber was hätte wohl die Burgunder veranlassen können, sich diese alpine Gegend ganz im Gegensatze zu allen germanischen Völkern jener Epoche, in so großer Zahl zum Aufenthalt zu wählen, daß sie gerade

¹⁾ Wo allerdings im letzten Talhintergrunde wieder eine abgermanische Schicht auftritt, — davon weiter unten.

²⁾ Ich kann Galantis Ansicht in diesem Punkte ebensowenig zustimmen, wie seiner Ableitung des Namens Wallis von Wajen, wälsch. Wallis, Valais, Vallese kann doch wohl nur von vallis, das Tal, abgeleitet werden, wie ja auch das alte Volk der Nantuates in diesem Tale so nach dem keltischen Worte »nant«, das Tal, heißen haben wird. Freilich ist dabei nicht unmittelbar an das Wurzelwort zu denken, sondern an ein davon abgeleitetes »vallense«, wie Studer richtig bemerkt hat. Schweizer Ortsnamen, Zürich 1896.

³⁾ A. Schott, Die Deutschen am Monte Rosa, 1840.

hier ihre Sprache und Nationalität, die sie noch rascher eingebüßt zu haben scheinen als die Langobarden, doch durchzusetzen imstande waren? Hatten etwa die Römer, d. i. Aëtius, der ihre Verpflanzung nach Sabaudia unternahm, ein ersichtliches Interesse daran? Aber im Norden des Leman versperrten sie ja alle Alpenpässe, vom Mont Cenis bis zum Mons Poeninus, d. i. zum Großen St. Bernhard und zum Nufenenpasse! Oder war das Gebiet dort oben an der Rhone so entvölkert, daß auch ganz wenige Sippen ihre Sprache ungefährdet erhalten mußten? Im Gegenteil, selbst der oberste Bezirk Goms weist ziemlich viele romanische Ortsnamen auf.

Die Burgunder, die schon in ihren alten Sitzen am Main sich römischer Abkunft rühmten, die in ihrem sabaudischen Reiche die Jahre nach den römischen (später nach den oströmischen) Konsuln bezeichneten, waren gar wenig geeignet, diese Vorbevölkerung zu germanisieren. Sie waren schon im 5. Jahrhundert von einer so ehrenwerten, aber der Erhaltung der Eigenart gegen Völker von überlegener Kultur wenig dienlichen Milde gegen die Römer, daß sie im Wehrgeld eines Burgunden und eines Römers keinen Unterschied machten! Wie zudringlich sie sich gegen die Römer benahmen, hat Sidonius, mit wenig Verständnis für die Gutmütigkeit des Volkes, bekannlich verspottet.

Nun sind aber überdies die Spuren von Anwesenheit burgundischer Siedler im Rhonetal von Martinach aufwärts so selten (wenn sie nicht ganz fehlen), daß Binding geradezu zweifelt, daß das burgundische Reich einst weiter hinauf reichte.⁴⁾ Seine Grenze wäre also bei Pfynn, finis, gewesen?

Ein burgundisches Proletariat gab es nicht, sagt Binding mit Recht. Wer von den behäbigen »possessores« wäre aber wohl in die Gegend oberhalb Brieg gezogen?⁵⁾ Denn was von da rhoneabwärts liegt, ist erst im späten Mittelalter deutsch geworden;⁶⁾ das Deutsche drang von oben abwärts, nicht umgekehrt!

Nun ist aber nicht zu verkennen, daß die Sprache und das ganze Volkstum der Walliser sich nicht als rein alemannisch bezeichnen läßt, wie schon Schott aufstellte. Schott vereinigte daher diese und andere Schweizer Volksgruppen, die sich zwischen Freiburg und Bern, über Oberland und Wallis bis zum Splügen längs der Grenzen zweifellos alemannischen Wesens hinziehen, mit seinen »Silviern« unter die Rubrik: »lepontinische Deutsche«, zu denen also auch die deutschen Sprachinseln im Rheingebiet zählen würden.

Welches wäre nun aber der Ursprung dieser Lepontier, und namentlich der Walliser, wenn sie nicht Burgunder sind, wie Schott annimmt? Auf die Tulinger und Daliterner des Avienus oder die semigermani des Livius wird wohl niemand zurückgehen wollen; da wäre die cimbrische Legende doch glaubhafter?

Hidber nimmt an, die Walliser, die Bewohner des Tessintales, Livinertales, des Urserentales und des Haslitalles seien mit den Silviern (er nennt nur die des Pommat) eines Stammes, und Hidber, als Berner Professor, urteilte nicht ohne eine nähere Kenntnis von Land und Leuten.⁷⁾

⁴⁾ Binding, Die Geschichte des burgundischen Reiches, Leipzig 1861. Damals war keine burgundische Inschrift, kein burgundischer Schmuckgegenstand in dieser Gegend bekannt geworden, während im Waadtland eine Reihe von Fundstätten bekannt war.

⁵⁾ Vergl. Gaopp, Die germanischen Ansiedlungen und Landteilungen, S. 47.

⁶⁾ Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz, III. Teil, 1899.

⁷⁾ Hidber, Kampf der Walliser gegen ihre Bischöfe, 1875.

Er meint, sie seien von Süden her in ihre Sitze gekommen und hält sie für Langobarden.

Für eine Zuwanderung der Walliser aus den Südalpen spricht in der Tat vieles. Auch Hunziker¹⁾ nimmt auf Grund der Bauweise langobardische Beeinflussung an. Rein geographisch angesehen ergibt sich auch eine sehr bemerkenswerte Tatsache: Das alte deutsche Oberwallis, wenn man seine Grenze auch bis zur Lonza hinabsetzt, wo die Sprachgrenze im 13. Jahrhundert verlief,²⁾ stößt nach allen Seiten entweder an romanisches Sprachgebiet oder an Talschaften, deren alemannischer Ursprung mindestens zweifelhaft oder von der Tradition der Talbewohner geleugnet ist. Es liegen ihm vor: überm Sanetschpaß das Simmental, über der Grimsel das Oberhasli, eine uralte Talgenossenschaft, über deren nicht alemannische Herkunft die Überlieferung, die nach dem fernen Norden weist, und die gemeine Meinung der Gelehrten ziemlich einig gehen; über der Furka die Urkantone Uri und Unterwalden, gleichfalls alte Markgenossenschaften, und Schwyz, von dem im 15. Jahrhundert Felix Fabri berichtet, daß seine Bewohner noch immer von allen Nachbarn durch Sitte und Sprache sich unterscheiden, obschon sie durch die Länge der Zeit den Schwaben und Elsässern ziemlich ähnlich geworden seien; nach dem weißen Buche (15. Jahrhundert) sollen die Urner und Unterwaldner Römer, die Schwizer aber Schweden sein. Über den Nufenenpaß endlich gelangt man ins Tessintal, über alle andern südlichen Pässe zu Silviern.

Darf man nun auch hier, wie in Tirol, einen Stoß von Süden her annehmen, der anlangend die Richtung sowohl der Langobardentheorie wie der Tradition römischer, d. i. italienischer, Herkunft entspräche, und legt man das Zentrum, den Ausgangspunkt eines solchen Stoßes in die Gegend von Pavia, das ist in den Mittelpunkt der alten Provinz Ligurien, so würde es völlig natürlich erscheinen, daß ein Teil der Bewegung sich an den Bergen, die das Becken der Sesia und ihrer Zuflüsse Mascalone, Sermenta, Vogna bilden, stauen mußte, ebenso natürlich aber wäre ein Eindringen ins Tal des Toce, und es schiene nur schwer abzuweisen, daß auch das Tal des Tessin in Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Freilich liegt hier der Lago maggiore inzwischen, und ausgedehnte lange Seebecken mit schmalen Defileen an ihren Ufern sind, auch deren Wegsamkeit vorausgesetzt, sehr ungünstig, wo nur einigermaßen mit Widerstand oder Feindseligkeit der Einwohner zu rechnen ist und ein Stamm mit seinen Herden durchziehen soll. Aber es ging ja in dieser Richtung eine sehr begangene Straße über eine schmale Stelle des Luganersees durch das Tal von Figino, dann weiter durch das Cassaratetal, über die unbedeutende Einsattelung des Monte Ceneri nach Biltona, und von da über den Vogelsberg (Bernardin), also durch das Misocotal, während der Gotthard in alter Zeit noch nicht in Betracht kam,³⁾ wohl aber, da ein ernstes Hindernis nicht vorgelegen haben wird, der Nufenenpaß.

Es lohnt sich nun aber für den, der der Sache nachzugehen wünscht, hervorzuheben, daß der helle, germanische Typus von den Tälern der Silvier bis nach der Umgegend von Arona herabreicht,⁴⁾ und daß sich, wie ich beobachtet habe, ganz auffallend, und zwar ortschaftsweise eingestreut zwischen andere Typen, in der

¹⁾ Hunziker und Oechsl, Zur Urgeschichte des Wallis.

²⁾ Zimmerli a. a. O. auf Grund sehr eingehender Untersuchungen.

³⁾ Das Hindernis lag wohl in der Schöllenschlucht.

⁴⁾ Schott, Die deutschen Kolonien in Piemont, S. 103.

Umgegend von Lugano und weiterhin im Cassaratetal ein Menschenschlag findet, der weit heller ist, was Farbe der Haut, Augen und Haare anlangt, als es im deutschen Tirol jenseits Jenbach der Fall zu sein scheint.

Der erwähnte helle Typus aber scheint am Nordfuß des Ceneri, außer im Val Verzasca, weniger aufzutreten, und ist am Eingange des Val Misocco eher ins Gegenteil verkehrt, tritt aber von der Graubündener Grenze an aufwärts mehr und mehr auffallend zutage, wobei man sich freilich hüten muß, sich nicht von dem Wechsel der Kleidungsart und der Barttracht der Männer in seinem Urteil beeinflussen zu lassen. Über den Bernardin gelangen wir in den deutschen Rheinwald, der sich bis zur Talenge der Rofnaschlucht erstreckt. Jenseits dieser sind wir im romanischen Lande Schams und, wohl zu beachten, in einem Klima, das nicht mehr nur für Weiden, sondern auch zur Anpflanzung von Cerealien geeignet ist. Wer aber sich nicht an die gebahnten Straßenzüge hält, der braucht nur von Hinterrhein aus über den unschwierigen Valser Berg zu gehen, so ist er im deutschen St. Peterstal, oder er geht von Splügen über den Löchliberg ins deutsche Safiertal (Rabiusatal), das wieder über den Glaspäß mit dem ebenfalls urdeutschen Tschappina zusammenhängt, alles Siedlungen auf Boden, der wenig für Getreidebau geeignet ist! Verfolgen wir aber das Tessintal von der Einmündung des Misocotal aufwärts, so stoßen wir auf ein höchst merkwürdiges Phänomen.

Gleich oberhalb Biasca an dem Zusammenfluß von Breno und Tessin liegen an den Hängen des Monte Sobrio die Orte Canzaningo, Diganingo und Bidaningo, ferner im Gemeindebezirke Bodio Bodengo, im Bleniotale, also am Wege zum Lukmanierpasse, bei Olivone ist Busnengo, hinter der von der Biaschinaschlucht markierten Talstufe aber häufen sich die Ortsnamen dieser Art: Fusnengo, Mairengo, Polmengo, Chinchengo, Primadengo, Lurengo, Scruengo, Varengo, Tortengo liegen alle um Faido (Pfad) und Airolo (Eriels) gruppiert; ferner ist da Mascengo, Gemeinde Prato. Im Bedrettotale aber liegt Ostengo und weist uns auf den Übergang ins Wallis (Nufenenpaß), und gleich am Fuße dieses Passes beginnen die Walliser -ingen: Gluringen, Ritzingen, Selkingen, Blitzingen, Rekingen u. a., alle im Bezirk Goms. Abgegangene Orte sind: Binningen, Sturlingen, Beringen.¹⁾

Das Vorkommen von Dörfern mit Namen auf -engo in hochalpiner Umgebung ist ein Unikum, das im ganzen italienischen und romanischen Teile der Alpen sonst nicht beobachtet wird.

Nur in dieser Gegend treffen wir solche tief im Gebirge liegend an, während sie sich sonst, wie früher ausgeführt wurde, nur in der Ebene der Lombardei, seltener östlich im Mantuanischen und in Venezien, nie in den Bergen, nur allenfalls, wie Pastrengo, Bussolengo, am Rande der Ebene finden. Hierher dürfte auch noch Val Bodengo zu rechnen sein, anscheinend eine alte Talmarkgenossenschaft, nach der man vom Moësatel über die Bocchetta di Val Cama gelangt, und ferner Misnengo, ein Örtchen bei Meyerhoff, in der deutschen Sprachinsel Obersaxen im Vorder- rheintal. Diese Ortsnamen sind also nicht langobardisch, sonst müßten sie auch anderwärts in den lombardischen Bergen vorkommen.²⁾

¹⁾ Alle diese Orte tragen das Gepräge hohen Altertums; sie sind wohl auf die Stämme Rind, Sal, Blid, Rie, Buo, Sitar-Sturillo, Bero, zurückzuführen, vergl. III, S. 12, während ich das schon im 10. Jahrhundert urkundlich erwähnte Gluringen auf keinen bekannten Stamm zurückführen kann. Alle scheinen mir spätestens ihre Entstehung dem 7. oder 8. Jahrhundert zu verdanken. Ihre Gründer können unmöglich, wie die Alemannentheorie will, im 12. Jahrhundert gekommen sein; dagegen kann auch das, was Zimmerli a. a. O. S. 88 erwähnt, nicht eingewendet werden.

Wenn wir somit oben eine Einwanderung germanischer Elemente von Süden her angenommen haben, so haben unsere Untersuchungen sich einer solchen Annahme sehr günstig erwiesen.

Wir sehen in der Tat alle die Täler, auf denen ein wanderndes Volk sich von den Ebenen der Lombardei in die Alpen hinein- oder über die Alpen hinwegziehen konnte, nach Maßgabe ihrer Qualifikation hierfür in Mitleidenschaft gezogen, zumal wenn wir Pavia, die Gotenzentrale in Ligurien, als Ausgangspunkt annehmen.

Am Wege zu den Übergängen des Vogelsberges und des Nufenenpasses sehen wir schon im Cassaratal, dann in den Tälern der Moësa, des Breno, und besonders des Tessin Spuren einstiger Anwesenheit von Germanen, ja selbst das Maggiatal, das durch den See ebenso gegen andringende Massen gedeckt erscheint, wie das Mairatal, hat an der Wurzel eines seiner Seitentäler das kleine Bosco. Am Wege zum Monte Moro und Simplon sind alle Täler, wie wir oben sahen, mehr oder minder mit Spuren von deutscher Besiedlung erfüllt. Wo nun die Pässe schwierig waren, wie besonders im Val Antigorio und noch mehr im Sesiatiale, da scheinen die Ansiedler wie an die hintersten Talwände gedrückt; wo die Übergänge leichter waren, da haben die Siedler auch den letzten Schritt über die Alpen gemacht, und so liegen den Pässen Bernardin und Nufenen und, vielleicht ohne daß er selbst überschritten wurde, dem Gotthard auf der Nordseite deutsche Täler vor, deren Deutschtum nicht leichtlich als selbstverständliche Folge der Germanisierung der Alpen durch die Alemanen betrachtet werden kann.

Da, so könnte es scheinen, wo die deutsche Bevölkerung nach Norden auszuweichen bequeme Wege hatte, erlagen auf der Südseite der Alpen die durch den Abzug der Stammesgenossen geschwächten Reste der Verwelschung, während in den stärker nach Norden abgeschlossenen Tälern, oft geschützt durch ab-

*) An der germanischen Herkunft der weitaus meisten, wenn nicht aller der angeführten Orte auf -engo oder -ingo ist nicht zu zweifeln, vgl. III, S. 12 ff.; Val Bodengo hat eine germanische Nomenklatur, Goadt kommt von Wald und Bodengo ist deutlich das Gegenstück zu Bodungen = Büdungen und von Bodo, Kurzform von Bodulf abzuleiten, Vesena dürfte wie Monte Vesena bei Predazzo mit Wiesen, Bedolina mit baita zusammenhängen. Tortengo erinnert an Turtig, 1305 Turtige im Wallis; es kommt wohl von Torthold; Ostengo würde sich aus Osthert, Ostold ableiten lassen, bei anderen Namen scheint es, daß hier statt des sonst so ungemein häufigen Suffixes -ilo andere Affixen an den Personennamen auftreten, seien es germanische wie -in und ähnliche, wie sie Förstemann, deutsches Namenbuch I., unter I und N behandelt, seien es -ino, resp. -one, also romanische Suffixe. Dies angenommen erklären sich: Busnengo aus Boso, Canzoningo aus Ganzo, Misnengo aus Miso, Diganingo aus Thiholf, Tieco, Diho; Bidanengo von Beto; Varengo dürfte zu Stamm Var (vgl. Währing bei Wien), Mascengo zu Maso gehören, Mairengo finden wir ja ganz nahe als wohlbekannteste deutsche Siedlung, Meiringen im Haslital, Chinchengo läßt sich von Kanko, auch Gingo, gleich Gangolf ableiten, Scruengo sieht wenigstens recht germanisch aus, am wenigsten dürften Primadengo und Larengo germanisch sein. Das tessinische Bodengo bedarf keiner besonderen Erklärung; aber es könnte von ihm auf Bodio, wovon es Fraktion ist, ein germanischer Verdacht fallen; sonst habe ich im Talgrunde Ortsnamen germanischer Herkunft nicht bemerkt; unsere -engo liegen alle auf der Höhe, und da der natürliche Aufstieg auch zu den südlichsten über Lavorgo führen dürfte, so liegen alle unsere Orte im Schutz des Biaschinadeflé's. Im Diz. geogr. dell'Italia steht im Val Canobbio bei Pallanea ein Rondonengo (und ein Monte Griesberg), die ich auf der Karte noch nicht gefunden habe. Nach der Lage wird man dieses Örtchen mit der deutschen Siedlung im Ossolatal in Verbindung bringen können. Offenbar gehört es mit den vorgenannten zur selben Gruppe.

Hofnamen auf -ing gibt es in Ladinien: Maring, Maling, Aling, alle bei Stern (Villa), Sating bei Colfuschg, sie scheinen auch in romanischer Form engo vorzukommen und gehören zu den bajuwarischen Ortsnamen des Pastertales; dagegen darf Laurengo im Nonsberg nicht angeführt werden, denn es heißt besser Lauregno, deutsch Laurein!

sperrende Talengen, sich die Sprache länger hielt. Ob dabei ein Druck politischer, konfessioneller oder wirtschaftlicher Art die Germanen immer weiter trieb, ist vorerst, wo nur die Richtung der Einwanderung erörtert wird, so wenig zu prüfen, als die Frage, warum wir hier nun doch auf die patronymischen Ortsnamen stoßen, aus deren Fehlen bei den Cimbern Schlüsse gezogen worden sind. Nun wird freilich oft gesagt, die Deutschen im inneren Rätien; wie die Silvier, seien aus dem oberen Wallis eingewandert.

Diese Tradition, soweit eine solche vorliegt, bestätigt jedenfalls, daß im Volksbewußtsein eine Ahnung von einer näheren Verwandtschaft dieser verschiedenen Siedlungen besteht. Bewiesen aber ist diese wallisische Einwanderung im allgemeinen nicht. Vieles spricht aber geradezu gegen eine solche Annahme.

Die erste größere deutsche Ansiedlung im Wallis muß, das ist nicht zu bezweifeln, im oberen Rhonetal im Bezirk Goms stattgefunden haben, das beweist schon das eben dort besonders häufige Vorkommen der Ortsnamen auf -ingen. Übrigens ist das allmähliche Herabrücken der deutschen Sprache von Zimmerli a. a. O. fast Schritt vor Schritt nachgewiesen worden.

Nur kann ich ihm darin nicht beipflichten, daß diese Namensform -ingen, deren Bedeutsamkeit für hohes Alter der Verfasser anerkennt,¹⁾ hier nicht beweisend sein soll, weil noch jetzt dort die Form -ingen für eine Familienbezeichnung vorkommt. Aber dennoch findet sich diese Form der Ortsnamen unterhalb Goms, wie Zimmerli anerkennt, fast gar nicht mehr, obschon nicht nur Eindringen der deutschen Sprache, sondern auch Einwanderung Deutscher dorten vorliegt. Warum haben wohl die Walliser auf ihren unbestrittenen Wanderungen nach Vorarlberg und ins Davos, von dieser Form für Ortsnamen keinen Gebrauch gemacht? Weil eben die Bezeichnung einer Siedlung nach einer Personengruppe mancherlei voraussetzt, wenn sie häufig auftreten soll. Daß sie die natürliche Benennung von Markgenossenschaften auf fremdem Boden ist, habe ich dargetan,²⁾ daran schließen sich dann die -ingheim, -inghofen, -inghausen, die bald ein altes -ingen mit Suffix -heim etc. sein werden, bald aber aus der adjektivischen, besitzanzeigenden Form -ing entstanden sein müssen.

Aber auch in dieser Bedeutung scheint -ing kaum die Karolingerzeit als namenbildendes Suffix überdauert zu haben, und wir müssen doch Bedenken tragen, für das Wallis etwas anderes ohne zwingenden Grund anzunehmen. Überdies wäre doch auch ganz unerwiesen, daß jene alttümlichen Personennamen respektive deren Kurzform, wie sie in den -ingen von Goms zutage treten, noch im 12. Jahrhundert üblich gewesen seien, in welche Zeit Zimmerli anscheinend die deutsche Einwanderung versetzen möchte.³⁾

Was nun die angebliche Einwanderung aus dem Wallis ins Gebiet im Süden der Alpen betrifft, so sei zuvörderst gegenüber der Aufstellung, mit der Breßlau⁴⁾ seine Untersuchung beginnt, die Silvier seien Oberdeutsche, auf das hingewiesen, was oben über den notwendigen Anfall von kleineren deutschen Volksgruppen im Süden von Bayern und Schwaben, welche dort die Zeit der letzten Lautverschiebung miterlebten, an das Oberdeutsche gesagt ist.

¹⁾ Vergl. übrigens hierzu I, S. 7, III, S. 11 ff.

²⁾ I, S. 8 ff., III, S. 12 ff.

³⁾ III, S. 12 und oben S. 60, Anm. 1).

⁴⁾ Die deutschen Gemeinden im Gebiete des Monte Rosa, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, XVI, S. 173.

Was Breßlau sonst ermittelt hat, kann man zum Teil sehr gut für die hier noch näher zu entwickelnde Ansicht, es handle sich um Flüchtlinge aus Italien, verwerten. So die Tradition der Leute von Ornavasco, daß sie, wie der alte Tschudi zu berichten weiß: *intra aliquot annorum centenarios veluti proscripti ibi sedem fixerunt*. Daß dann nach Jahrhunderten die Meinung entstand, man sei aus Wallis, dessen Bevölkerung man sich verwandt fühlte, über die damals noch nicht so vergletscherten Joche herübergekommen, ist eine natürliche Folge des Schwindens jeder zuverlässigen Erinnerung. Daß das Alpenthal von Macugnaga erst im 13. Jahrhundert besiedelt wurde, ist ja möglich, aber da der alte Name Visp statt Anzasca, ein ungermanischer, wohl vorkeltischer ist, so kann aus dieser Namensgleichheit der Flüsse gar nichts dafür geschlossen werden, daß Macugnaga vom Visptale aus besiedelt wurde. Wie bekannt, sind es gerade die Flußnamen, mehr als die Namen der Berge, welche sich durch alle Wechsel der Sprache und Nationalität der Anwohner hindurch erhalten; daher die vielen, noch kaum erklärten prägermanischen Flußnamen in Deutschland, die Aar und Ahr, Iller, Elz etc. Wie unwahrscheinlich ist es ferner, daß die »homines Teutonici« von Ornavasco (diese »Teutonici«, ohne nähere Bezeichnung des Stammes, sind uns schon im Berichte des Grafen Caldogno und in der Gegenüberstellung gegen Langobarden im placitum von 845 aufgefallen, auch das Oberwallis hat die Bezeichnung: *Decanatus Teutonicus*), die ein paar Menschenalter vorher aus Natters eingewanderten Hirten, schon im 14. Jahrhundert so ausgezeichnete und willige Steinbrecher waren, daß man sie zu Zwecken des Mailänder Dombaues verwendete. Das ist ja selbst bei Abkömmlingen germanischer Flüchtlinge, die da seit sieben bis acht Jahrhunderten saßen, kaum anders als durch Kreuzung mit Alteingesessenen zu erklären!

Für das Pommattal und das Sesiabecken hat Breßlau auch nicht einmal etwas aufgefunden, was die Vermutung einer Walliser Einwanderung mit solchen Gründen, wie er sie für Ornavasco und Macugnaga fand, zu stützen gestattete. Hier eine Kleinigkeit, die aber nicht ohne Interesse sein dürfte.

In Ornavasco war ein Spiel üblich, zu deutsch genannt *Tenghiglien*.¹⁾ Es war, wie es scheint, eine Art Sittengericht über solche, die sich ein zweites Mal verheiratet hatten, also etwas wie das Haberfeldtreiben, doch milder, spielerisch von der Jugend ausgeübt, was den Namen, den Breßlau niemand erklären konnte, leicht verständlich zu machen scheint. Es war ein Gericht, altdeutsch *Ting*, aber hier griß, wie so oft in deutschen Ländern für Kinder oder Jugendspiele, die Diminutivform *Platz*, daher *tingele* oder *tingelchen*. Nach italienischer Orthographie wäre das: *tinghelghen*. Die Form *tenghiglien*, dann *tenghiglie* entspricht also vollkommen einer Anpassung des deutschen Wortes an italienische Lautgewohnheiten.

Alles was Galanti noch gegen die Ausführungen Breßlaus einwendet, kann hier nicht Platz finden, aber Erwähnung verdient, daß die Bischöfe von Sitten auch bis Ornavasco kirchliche Gerichtsbarkeit hatten. Wenn man also ihre Rechte in Val Lesa (Gressoney) auch mit der Zugehörigkeit des Bezirks von Aosta zum Frankenreich in Verbindung bringen darf, hier mag doch eher das in der Diözese von alters her zahlreiche »teutonische« Element, das deutsche Seelsorge erheischte, maßgebend gewesen sein. Des weitern ist es auffallend, ja fast durchschlagend, daß ein Graf von Biandrate im 13. Jahrhundert Auswanderer aus dem Anzascatal ins Saßtal führt.

¹⁾ Auch *Tenghilgen* nach Galanti a. a. O., S. 115.

Dies beweist folgendes: 1. Daß wirklich, sogar noch in dieser Zeit, das Hinüberströmen aus den südlichen in die nördlichen Alpentäler fortdauerte;²⁾ 2. daß Deutsche aus den südlichen Tälern hinüberzogen, denn wären Italiener hinübergezogen, so wäre davon bei der Zähigkeit dieser Rasse mindestens eine Spur geblieben; 3. beweist es, daß die Annahme, um diese Zeit sei die deutsche Einwanderung aus dem Saßtal ins Anzascatal erfolgt, sich nicht halten läßt, denn einen Tausch hinüber und herüber anzunehmen, heißt, wie Galanti mit Recht sagt, den Dingen doch zu sehr Gewalt antun.

Man wird daher der Arbeit Breßlaus nicht zu nahe treten, wenn man annimmt, das Verdienst derselben beruhe vorzüglich darauf, daß er den oft gelegneten ethnologischen Zusammenhang zwischen Wallis und Silviern näher nachweist, während der Verfasser wohl nur insofern irrt, als er, eine Einwanderung der Walliser aus dem Süden von vornherein ausschließend, ebendarum zu der Annahme kommt, es müßten die Silvier aus dem Wallis stammen,³⁾ während das Umgekehrte, weil es alle Erscheinungen allein befriedigend erklärt, das Richtige sein wird.

Was die Bewohner des Val Lesa betrifft, so erscheint es vielleicht etwas weit ausgeholt, wenn man sie das Tal der Dora Baltea hinauf in ihre Sitze um Gressoney ziehen läßt, es wäre wohl möglich, daß sie, wie andere Silvier ins Rhonetal, so ihrerseits aus dem Sesiagebiet ins Lystal seitlich verdrängt wurden, etwa wie es bei den Leuten von Val Bodengo vom Moßatal aus geschehen sein wird;⁴⁾ sehr schwierig scheint der Col d'Olen auch früher nicht gewesen zu sein.

Überblicken wir nun die anscheinend nicht alemannischen Siedlungen in den Westalpen, so ergibt sich uns folgendes: Die Mundart der Deutschen in Piemont, im Berner Oberland, in den Urkantonen wie im Haslital hat mit dem Walliser Deutsch und dem der Graubündner Deutschen zunächst das gemein, daß gerade die besten Kenner, die Schweizer selbst, diese Dialekte, an denen dem Fremden natürlich zumeist das Schweizerische mehr oder minder auffällt, für etwas Besonderes, nicht echt alemannisches von jeher (vergl. Fabri, oben S. 59) hielten und vielfach noch halten;⁵⁾ ferner aber, wenigstens was die Mundarten von Wallis, in Graubünden und was die Silvier, ja selbst was die Urkantone anlangt, daß sie in unverkennbarer Weise an die Mundart der Südtiroler gemahnen. Dieses bekundet Schott,

²⁾ Vergl. oben S. 61, Abs. 4.

³⁾ Man beruft sich dafür, daß Walliser das Deutschrum im 13. Jahrhundert in die Täler südlich des Monte Rosa getragen hätten, auch auf *Gingins la Sarraz* und eine von ihm besprochene Charte von 1218. Gerade diese Charte beweist aber, daß das Deutsche dorten weit älter ist. Es heißt da, — man sehe den Text im Archiv für Schweizerische Geschichte, Bd. III, S. 159, es handelt sich um Erneuerung der Titel der Kirche von Sitten für gewisse Bezirke im Challanttal —, »ad hoc confessus est, se tenere in feudum totum quod habet et alius per eum ultra aquam de Ussima et usque in summitatem montium, cultum et incultum, silvas, pascuas, prata, alpes scilicet Gressonei et Verdobi«. Dies widerlegt nicht nur die Annahme *Gingins*, daß jene Striche noch unbewohnt waren, denn woher kämen da kultivierte Ländereien?, sondern, was weit wichtiger ist, die Form der Urkunde »Verdobi« beweist schlagend, daß damals germanische Leute in oder um Valdobbio wohnten, aus deren Munde die Form *Verdobi* entnommen wurde. Namentlich die Umwandlung des *val* in *ver* ist ein Vorgang, der in Tirol und Vorarlberg häufig auftritt. So *Verbell*, *Versetsch*, *ergröß*, *Vernagt* für *Val bella*, *Val secca*, *Val grossa*, *Val de nocte* u. s. f. (Steub, zur rätschen Ethnologie*). Im Munde von Romanen ist diese Form sicher nicht entstanden, diese sagten wohl damals wie heute *Valdobbio*, keinesfalls aber *Verdobi*. Also lebten damals schon lange Deutsche in dieser Gegend.

⁴⁾ Und nicht von unten durch die *Boggiaschlucht*.

⁵⁾ Schott, Die Deutschen am Monte Rosa.

der deshalb die in Rede stehenden Dialekte der Schweiz, im Gegensatz zu den alemannischen, zu einer lepontischen Gruppe zusammenfaßt. Demselben Gefühle gibt aber auch ein Walliser Ausdruck. Furrer in seiner Geschichte des Wallis,³⁾ sagt: Dieses Völklein (die Gomser sind gemeint), zeigt einen kräftigen Körperbau, in ihrem Gemüte liegt etwas Stolz und Unbeugsames, wie in ihrer Sprache, welche an die der Urkantone und des Tirols erinnert.

Möglich, daß diese Ähnlichkeit mehr in Accent und Aussprache, in der kaum zu fixierenden Seele der Rede liegt, die auch aus dem besten Idiotikon sich nicht ermitteln läßt (immerhin scheinen auch einige merkwürdige Übereinstimmungen der Sprache vorzukommen), mir kam dies, wenn ich etwa mit einem Hinterrheiner sprach, immer bei längerer Unterhaltung zum Bewußtsein; während mir anfangs nur das Schweizerische in der Betonung auffiel, meinte ich später mehr und mehr, ich unterhalte mich mit einem Etschländer.

Dazu mag nicht wenig auch der Charakter des Volkes beitragen, der sich ja in der Redeweise kundgibt, und der ist nun bei Wallisern und rätschen Deutschen ein entschieden anderer, als der alemannisch-schweizerische. Es liegt weniger Zurückhaltung gegen Fremde, weniger von der alemannischen Schärfe und Sprödigkeit in diesen Leuten, nicht nur im Wallis, und im einst so verkehrsreichen Rheinwald, sondern auch in dem immer so weitentlegenen Avers (sprich Afers).

Abgesehen von der später zu erörternden Tradition, die bei diesen Lepontiern fast allenthalben auf eine Einwanderung aus fernen nicht alemannischen, ja geradezu aus transalpinen Gegenden hinweist, nirgends aber, soviel ich ermitteln konnte, auf alemannische Abstammung, haben wir also immerhin einigen Grund, diese fremdartigen, nicht alemannischen Volksbestandteile zusammenzufassen, was dann schon eine ganz beträchtliche Volksmenge ergibt, so dünn auch manche Täler bevölkert sein mögen, und auf eine Volksbewegung hinweist, die weit hinaufreichen muß in die Zeit der Wanderungen, und die am natürlichsten auf denselben Ursprung hinführt, den wir für die Cimbern anzunehmen gezwungen waren.

Beachtenswert ist auch, daß wir diese hochalpinen Siedlungen meistens als alte Tal-Markgenossenschaften betrachten müssen.

Wo dabei das Tal so rauh ist, wie Hinterrhein, Avers, Tschappina, Safien, Hasli, eigentlich auch Goms, besonders aber Macugnaga, und das hintere Listal, da glaubt man annehmen zu sollen: diese Leute zogen nur hierher, weil ihnen die Niederlassung als freie Leute gestattet wurde.

Also ein unbegrenzter Freiheitstrieb, wie ihn auch das spätere Verhalten, ganz in Übereinstimmung mit der Schilderung Furrers, jederzeit an den Tag gelegt hat.

Die Urkantone haben den Anstoß zur Bildung freier Gemeinwesen in Helvetien gegeben, wie die freien deutschen Talschaften im Rheingebiet für die freien Bünde in Rätien vorbildlich gewesen zu sein scheinen, und die Walliser haben an Freiheitsdrang vielleicht alle anderen übertroffen.

Ein Argument, das jeder Annahme einer alemannischen Herkunft der Oberwalliser entgegengehalten werden könnte und das zugleich höchst beweiskräftig für ihre Einwanderung aus dem Süden, und damit zugleich für ihre Stammeseinheit mit den Silviern spräche, wäre es offenbar, wenn sich herausstellte, daß im Oberwallis früher der Arianismus überwogen habe.

³⁾ A. a. O., II, S. 52.

Professor Hidber behauptet das nun ganz bestimmt. Er gibt sogar Einzelheiten und sagt: Benediktiner aus Ainay hätten in verschiedenen Gegenden des Wallis Bekehrungsstationen gegründet, ja der Bischofssitz sei von Martinach nach Sitten verlegt worden, um desto wirksamer gegen den Arianismus auftreten zu können.¹⁾ Leider hat er diese Behauptung nicht näher belegt; aber ich nehme an, daß sie nicht ohne Grund aufgestellt ist. Wenn aber der Verfasser behauptet, es habe sich dabei um Langobarden gehandelt, welche ja freilich ursprünglich Arianer waren, wie Burgunder und Goten, so ist jedenfalls seine Bezugnahme auf Paulus Diac. nicht geeignet, seine Vermutung zu stützen. Er schließt auf eine Ansiedlung des genannten Volkes in der oberen Rhonegegend aus einer Stelle bei Paulus Diac., wonach die Langobarden bei einem Einfall in den burgundischen Teil des Frankenreichs nahe bei Yverdon, bei einer Örtlichkeit, die Mustiaecalmes genannt wird, von Mumulus geschlagen wurden. (P. D. de Gest. Langob. III, 4.)

Der Verfasser übersieht aber, daß es sich hier, wie bei den übrigen Einfällen der Langobarden ins Frankenreich, um bloße Raub- und Beutezüge handelte, welche gar nicht geeignet waren, die Nationalität des betreffenden Stammes zu verbreiten, weil dazu doch auch Weiber desselben Volkes gehören.

Dieser Irrtum wird öfter angetroffen in Erörterungen über die Zeit der Wanderungen; die germanischen Völker waren auf der Wanderung freilich zugleich ein streitbares Heer, aber nicht jedes germanische Heer war ein wanderndes Volk. Solche Raubzüge waren vielmehr in der Regel Unternehmungen abenteuerlustiger Gefolgschaften, allerdings oft die Einleitung zu Volkszügen, die sie vorbereiteten, für die sie Wege, Gelegenheit, Art des Landes und so weiter auskundschaften sollten.

Aus ähnlichen Rücksichten habe ich oben die Polemik Galantis gegen verschiedene Hypothesen gar nicht wiederholt, weil es selbstverständlich ist, daß eine heraldische oder rugische Söldnertruppe, wenn nicht erwiesenermaßen eine Art Grenzer, die mit Frau und Kind angesiedelt sind, in Frage steht, die germanische Nationalität nirgends hintragen konnte, wo sie notwendig sich mit romanischen Eingebornen vermischen mußten.

Daß nun Burgunder wie Langobarden sich in den rauen Hochalpen anzusiedeln weder Lust noch Bedürfnis hatten, das habe ich schon erörtert, das beweisen uns ihre relativ dichten Sitze in der Maxima Sequanorum (Waadt), beziehungsweise um Pavia und das Fehlen solcher Siedlungen tiefer in den Bergen. Nun könnte freilich gerade der behauptete Arianismus des oberen Wallis die Frage anregen: sind es nicht Flüchtlinge, die wegen ihrer Religion verfolgt wurden, die diese Hochtäler besetzten? Darauf wird man sagen müssen:²⁾ In der Zeit, wo unter den beiden in Rede stehenden Völkern die germanische Sprache noch lebendig, ja so lebenskräftig war, daß sie die Einwanderer im oberen Wallis in den Stand setzte, die romanische Bevölkerung, deren Existenz schon die Ortsnamen beweisen, zu germanisieren, in der Zeit ist eine Arianerverfolgung von solcher Härte, daß sie die in gedeihlicher Lebenslage als Besitzer trefflicher Ländereien und wohl meist zahlreicher Knechte lebenden burgundischen oder langobardischen Siedler zur Aufgabe ihrer Güter und Lebensweise und zum Herumziehen als ärmliche Hirten veranlassen konnte, nicht anzunehmen.

¹⁾ Hidber a. a. O., S. 4. Nach Gelpke, Kirchengeschichte der Schweiz, wäre die Verlegung des Bischofssitzes nach Sitten unter Heliodor aus anderen Rücksichten erfolgt, T. II, S. 80, vergl. Furrer, Geschichte des Wallis, I, S. 27.

²⁾ Abgesehen von dem oben erörterten Fehlen burgundischer Altertümer!

Was Schott von der besonderen Vorliebe der Germanen für ein Hirtenleben sagt, die ihm mit altgermanischer Freiheitsliebe zusammenzuhängen scheint, dürfte zum Teil eine Verwechslung von Ursache und Wirkung enthalten, indem die Beschäftigung des Hirten frischer und freiheitsliebender erhält, wie schon Jakob Grimm angemerkt hat, als die des Ackerbauers.

Was aber etwaige Arianerverfolgungen betrifft, so melden die geschichtlichen Überlieferungen davon, soviel mir bekannt geworden, nichts. In Burgund scheint das Verhältnis zwischen Arianern und Katholiken unter Gundobald befriedigend geordnet worden zu sein. Nach dem concilium Epaonense (517) haben sich die Beziehungen zwischen Arianern und Katholiken jedenfalls zugespitzt (Binding a. a. O., S. 235), aber von einer gewaltsamen Verdrängung scheint nichts zu verlauten. Im Langobardenreiche dürfte ein starker Druck auf die Arianer jedenfalls vor der fränkischen Herrschaft auch nicht erfolgt sein. Darum müßte man entschieden annehmen, daß die Arianer im Wallis Goten waren, also die germanischen Siedler auch hier, wie bei Verona, als Flüchtlinge, als Vertriebene auftraten.

Daß die fraglichen Niederlassungen in den Tälern an der oberen Rhone im Tessin und Tocetal und wie alle die schon genannten Talungen heißen, daß namentlich die -engo und -ingen nördlich und südlich des Nufenenpasses ihre Existenz einem militärischen Bedürfnisse verdanken, wie jene im Pustertal, scheint nicht glaublich. Dorten war ein Jahrhundert während Kampf mit den Wenden und ein stetes Vorschreiten der Bajuwaren gegen diese; wo wären hier ähnliche Verhältnisse zu finden gewesen? Hatten die Langobarden überhaupt eine so überquellende Volkszahl wie die Bayern? Nein! Waren sie von den Franken nicht in der Gegend des Großen St. Bernhard ebenso, ja mehr bedroht, als an der oberen Rhone? Sicherlich, denn hier drang die fränkische Macht schon seit Anno 576 über die Alpen herüber und umfaßte die Täler von Aosta und Susa.

Sollen wir noch weiter zurückgehen, etwa auf Theodorich? Nun, daß seine Alamannen, die oft bei solchen Erörterungen zu spuken pflegten, nicht im Hochgebirge, sondern wie südlich der Alpen sich niederließen, hat Schubert glänzend erwiesen.²⁾ Außerdem waren sie als Grenzwächter hier, an der Grenze gegen die Burgunder weniger am Platz als an der Grenze gegen die Franken.

Es ist überdies einleuchtend, daß Barbaren, deren Sitze vor den Alpenpässen lagen, die sie schützen sollen (soweit das Reich des Theodorich eines solchen Schutzes bedurfte), dies am sichersten taten, wenn sie dabei ihre eignen Fluren verteidigten, daher das Gefühl erhöhter Sicherheit, das allerdings aus dem Panegyricus des Ennodius zu sprechen scheint.

Alemannen werden ins Wallis wie in die Urkantone im Laufe des Mittelalters in erheblicher Zahl eingedrungen, namentlich wird der Adel solcher Abkunft gewesen sein; aber diese Alemannen trafen bereits eine germanische Bevölkerung anderen Stammes an, daher die Besonderheiten der Sprache, des Temperaments, der Tradition, die überall auf nichtalemannische Herkunft hindeuten.

Diese präalemannischen Germanen aber halten wir für Goten.

Also flüchtige Goten? Aber wenn sie in Masse bei Vicenza saßen, warum sie hier suchen?

Dies verdient eine Erörterung.

²⁾ Schubert, die Unterwerfung der Alemannen unter die Franken.

Die Ostgoten waren von vornherein um Verona stark angesiedelt, Verona und Ravenna spielen in der Geschichte ihres ersten Königs eine wichtige Rolle, dem ja auch der Name Dietrich von Bern geblieben ist. Aber alle saßen keineswegs in Venetien; es besteht kein Zweifel, daß sie allenthalben in Italien, namentlich auch in Ligurien und Etrurien ansässig waren.¹⁾

Freilich hatten sie sich in der Etschgegend während des Krieges besonders stark verschanzt.²⁾ Hierher kamen dann auch die Franken durchs Vinschgau gezogen. Hier hatten die Goten nach Agathias³⁾ castella oppidaque circa Venetiam, quibus se multo ante tenere erant soliti.

Nach der Schlacht am Vesuv nun erhielten die überlebenden Gotenhelden freien Abzug bewilligt, um außerhalb Italiens sich einem anderen Volke nach Gefallen anschließen zu können. Wohin zogen sie? Niemand weiß es. Aber fragen wir uns, in welcher Richtung ist der Abzug, wenn er statthatte, zu vermuten, so werden wir uns sagen müssen, daß es gegen alle Regeln der Kriegführung gewesen wäre, die Kapitulantendahin abrücken zu lassen, wo noch der Feind, nämlich der Franke stand, und mit Goten und Alemannen die Etschfestungen hielt, also nach Venetien.

Es mußte daher ihr Abzug nach Westen oder Nordwesten stattfinden. Daß auf dem Wege über Ticinum ins Ausland sich die Familien nach Möglichkeit anschließen durften, ja daß sich auch andere Goten, die an der Schlacht nicht teilgenommen hatten, die aber sich nicht unterwerfen wollten, anschlossen, ist anzunehmen, beziehungsweise von Procop bekundet.⁴⁾ Über Ticinum waren übrigens schon jene Goten abgezogen, die vor der Kapitulation durchbrachen.

Ein Wegzug zu den Westgoten konnte nun aber einer größeren Menge

¹⁾ Procop, bell. Got. I, 11.

²⁾ Procop, bell. Got. IV, 26.

³⁾ Bell. Got. I, 1.

⁴⁾ Procop, IV, 35, Ed. Dindorf, S. 642. Die überlebenden Goten sollten mit ihrer gesamten Habe abziehen, — cum rebus suis, vorher heißt es pecunias, quas antea quisque in Italiae praesidiis reposuisset — man kann nicht zweifeln, daß mit pecuniae $\chi\rho\upsilon\alpha\tau\alpha$ τὸ ἅπλοῦ ἴσον die ganze Fahrhabe gemeint war. Dazu gehörten die Herden, das war das wahre *»Vivarium«* die *ἐπόης* des griechischen Textes. Daß also die Angehörigen mitgehen durften, vielleicht sogar die Knechte, ist klar. Wer hätte denn das Vieh geführt, oder glaubt man, daß die braven Streiter ihre Kinder zurücklassen wollten, wenn sie ihre ganze Habe mitnahmen? Alles weist wieder auf einen Sammelpunkt, der am ehesten im großen Depot — praesidium — Pavia zu suchen ist. Nun sagt allerdings Agathias in seiner Fortsetzung des Procop, die Goten hätten ihr Wort gebrochen. Das hätte, wenn es, wie behauptet, den Anlaß zur Invasion des Boetian gegeben hätte, Procop bei Niederschrift seiner Geschichte, die zwischen 554 und 558 erfolgte, auch wissen müssen und er hätte dann nicht schließen können, wie er tat: daß alle die Kapitulation beschworen, ohne allen Vorbehalt. Aber es verdient nicht nur der Soldat und Staatsmann Procop mehr Glauben, als der fast 30 Jahre später schreibende Advokat Agathias (um 580), der sehr wohl die Kämpfer vom Vesuv mit jenen verwechseln konnte, die im Lande blieben und dann sich den Franken anschlossen; es ist auch innerlich unwahrscheinlich, daß die Helden vom Vesuv ihren Eid schändlich gebrochen haben sollen, noch dazu alle, nicht etwa nur einige wenige. Diese Männer, die nach der Schlacht erklärten, sich dem Kaiser keinesfalls zu unterwerfen, scheinen mir einer solchen Tat nicht fähig. Sie zogen gewiß ab, und ihnen folgten vielleicht später noch andere, als sie ihre Todfeinde, die Langobarden einziehen sahen, zu dem befreundeten Burgundervölke. Procop, II, 21 und IV, 26. Ich weiß nicht, warum man oft von 1000 abziehenden Goten hört. Nach Procop brachen allerdings 1000 Mann aus, die die Kapitulation nicht abwarteten, offenbar ein kleiner Teil, es müssen also doch noch einige Tausende am Leben geblieben sein. Aber jene waren nach dem Gesagten nicht die einzigen, die lieber das Land verlassen, als sich unterwerfen wollten. Vergl. Dahn, Könige der Germanen II, S. 240.

Flüchtiger gar nicht einfallen, denn in den Ländern dieser, wo das Klima nur solche Einwanderer locken konnte, die als Herren über Feld- und Weinbergarbeiter verfügten, wie die Westgoten zur Zeit ihrer Ankunft, war für die armen Flüchtlinge nur die Möglichkeit als hartarbeitende Zinsbauern sich fortzubringen; die Westgoten aber hatten, in Gallien wenigstens, auch nichts mehr zu vergeben, denn dort herrschte der Franke; der Weg nach Spanien aber war weit.

Waren doch schon im Jahre 534 die Westgoten aus einem Teil Septimaniens vertrieben worden; seit 542 aber hatten sie kein Land mehr jenseits der Pyrenäen.

Da lag es doch näher, wenn sich die Ostgoten im Anschluß an die stammverwandten Burgunder niederlassen wollten. In deren einstigem Gebiet (denn seit 536 waren auch sie den Franken unterworfen) mochte noch leichter Land für die Flüchtlinge zu schaffen sein, wenn auch wohl nicht mehr so leicht, wie das für die aus der Rheingegend nachziehenden burgundischen Stammesgenossen einst möglich war.¹⁾

Eine große Ödung scheint besonders in dem Gebiet an der Saane gewesen zu sein, das die Alemannen lange verwüstet, wohl auch den Burgundern streitig gemacht hatten, im sogenannten Ujchland, das auch den Namen »Eremus Helvetiorum« geführt hat. Hier, zwischen Bern und Freiburg, wäre eine Ansiedlung wohl weder auf feindselige Nachbarn noch sonst auf Schwierigkeiten gestoßen.

Dahin würde von Pavia aus, wo die Goten vor der Schlacht am Vesuv ihren Kriegsschatz hatten, wo auch wohl noch zur Bewachung der etwa übrigen Heeresbedürfnisse einiges Kriegsvolk zurückgeblieben war, und das in alle Wege ein passender Sammelplatz für eine über die Westalpen ziehende Schar genannt werden muß, vielleicht der bequemste Weg über den St. Bernhard geführt haben. Vielleicht ist dieser Weg auch benützt worden; schneller aus Italien führte der Weg durchs Tessintal, durchs Wallis und über die Pässe von Rawyl und Sanetsch, ins Simmen- und Saanetal, die beide deutsch sind. Wie dem nun sei (es können ja alle diese Straßen in Frage gekommen sein), es ist sehr begreiflich, daß gerade auf dem Weg über den Nufenen ein Teil der Wanderer zurückblieb, hatten sie doch hier ein Land, wo sie Freiheit fanden, da sich um die Hirten da oben die Herren im Tal und ihre Gefolge noch wenig kümmern mochten. Vielleicht wurden sie von den Grundherren als Ansiedler willkommen geheißen. So scheint es mir auch wohl möglich, daß einige ihren Weg über den Vogelsberg ins Gebiet der Rätier einschlugen, andere, weniger unternehmend, mochten wegemüde, auch jenseits der Wasserscheide, in den schwer zugänglichen Hochtälern und hinter Talengen sich von Byzanz und seiner Macht weit genug entfernt glauben, ja vielleicht schon, sobald sie die »nassen Gräben« des Luganer- und Langensees zwischen sich und den Feind gebracht hatten.

Allerdings werden die deutschen Enklaven in den Oberläufen der verschiedenen »Rheine« und deren Zuflüsse in der Regel als Walserkolonien angesprochen, aber aus den Untersuchungen Bergmanns über die freyen Walser in Graubünden²⁾ ergibt sich, daß ein Nachweis für wallisische Einwanderung eigentlich doch nur für einige Täler Vorarlbergs und für Davos mit Sicherheit geführt werden kann,³⁾ für die übrigen deutschen Täler in Hochrätien neigt man nur auf Grund der auffallen-

¹⁾ Leg. Burg. Addit., § 11.

²⁾ In den Jahrbüchern der Literatur, Wien 1844. Anzeigebblatt, Band 105—108.

³⁾ Schon Ascoli hat im ersten Bande seiner »saggi« die wallisische Abkunft der Hinterrätier bezweifelt, freilich ohne sich näher zu äußern.

den Ähnlichkeit der Sitten und Sprache dazu, dieselbe Abstammung anzunehmen.³⁾ Ganz mit Recht nach der hier vertretenen Anschauung, nur daß eben eine parallele, wenn auch nicht eben überall gleichzeitig stattgehabte, Einwanderung angenommen werden muß. Die Ähnlichkeit der Sprache erscheint sehr natürlich, es handelt sich um ein und dieselbe, ursprünglich ostgermanische, aber seit der die oberdeutschen von den niederdeutschen Dialekten scheidenden Lautverschiebungsperiode unter dem Einfluß der alemannischen Nachbarn fortentwickelte Sprache.

Die vorzüglich bayerisch beeinflusste Schwestersprache der Cimbern hat doch manches Besondere mit dem Silvischen gemein, wie eine, diese bisher kaum als möglich angesehene Verwandtschaft ins Auge fassende, eingehende Untersuchung ergeben dürfte.

Einen Einwand wollen wir hier vorwegnehmen. Die Bewohner des Formazzales bildeten ebenso eine Landsgemeinde wie jene des Hinterrheintales und die von Avers, Safien, Vals und Tschappina. Die Benennung universi homines vallis superioris bei den Unterwaldnern deutet auf genossenschaftliche Siedlung. Auch Oberhasli, Schwyz, Uri waren Markgenossenschaften;⁴⁾ »universi homines in valle Urania« heißt es auch von den Urnern; die Gemeindefreiheiten des Oberwallis gelten Maurer wie Hidber u. a. als uralte. Da könnte man fragen, warum sind diese Talgemeinschaften, wenn sie so alt sind, nicht öfter patronymisch benannt, nur Bodengo ist in dieser Beziehung uns aufgestossen.⁵⁾

Wenn aber unsere Siedler vertriebene Goten waren, so ist hierauf zu antworten: Nicht in unbewohntes Land kamen die Goten, sondern in ein von Romanen schon besiedeltes, wenn auch manche Ortsnamen nur Sommerwohnungen (Maiensässe) bedeuten mochten, romanische Namen aber waren den in Italien aufgewachsenen Goten nichts Ungewohntes. Überdies waren unter dem furchtbar dezimierten Volke wohl alle Geschlechtsverbände aufgelöst, kaum die Familien etwas mehr als Trümmer.

Auch kamen unsere Flüchtlinge nicht als Eroberer ins Land, sondern sie mußten froh sein, neben den alten Bewohnern zugelassen zu werden, mit denen sie sich, wie man annehmen muß, zu Gemeinschaften verbanden. Wo sie, wie es scheint, von Anfang an am unabhängigsten standen, in Rätien, kamen sie vielleicht ziemlich lange nach ihrem Abzug aus Italien an, jedenfalls hatten sie dort nur Weiden, fast kein Ackerland, so daß die Form der Ansiedlung schon darum von der der eigentlichen Flur- und Markgenossenschaft erheblich abwich. Trotz alledem finden wir aber in den Bezirken in den Westalpen, die wir für diese Zuzüglinge ansprechen, gerade ziemlich häufig die in Cimbern unerhörte patronymische Form tief im Gebirge.

Von »-ingen« im Wallis war schon die Rede, andere finden sich in den Urkantonen im Simmental, jenseits der Alpen finden sie sich nur im Tessin. Freilich sind das meistens Siedlungen, die einen großen Umfang nicht gehabt haben werden, Weiler und Höfe in ihrem Ursprung, aber immerhin scheint die Benennung einerseits auf freien Besitz zu deuten, andererseits auf Entstehung in einer Zeit, wo noch das Individualeigentum am Boden nicht entwickelt, nicht eine Nachfolge des ältesten

³⁾ Vergl. Furrer, Geschichte des Wallis I, S. 112.

⁴⁾ Maurer, Einleitung zur Geschichte der Dorfverfassung, § 134 bis 141.

⁵⁾ Das einstige Deutschthum des Heringertales, Val d'Hérens, ist doch zu unsicher und würde eher auf Burgunder deuten.

oder jüngsten Sohnes, sondern Gesamteigentum der Sippe statthatte, daher der Name der Siedlung gleich dem der Sippe. Vergl. I, S. 10. Das -ingen deutet auch hier auf gemeinschaftlichen Besitz.

Aus dieser Auffassung der germanischen Siedlungen in den Zentralalpen und besonders in Hochrätien erklärt sich dann auch das so rätselhaft erscheinende Vorkommen germanischer Worte in der *lex Romana Curiensis*,¹⁾ die keinem deutschen Nachbardialekte entnommen sein können, wie *ornangus*, altnordisch *hornungr*, friesisch *horning*. Auch *atta*, *pater*, kann nicht von Alemannen kommen, die zur Zeit der Entstehung dieses Gesetzes noch wenig über den Bodensee hinaus ihre Sprache durchgesetzt hatten. Aber noch mehr, es ergibt sich, daß so auch die auffallende Tatsache erklärt würde, daß, nach Ficker, das Wohnheitsrecht in Rätien und Tirol durchweg, in der Nordschweiz aber in zunehmendem Maße, je mehr man sich den Alpen nähert, ostgermanischen Charakter hat, wobei freilich nicht verschwiegen bleiben darf, daß der Verfasser diese ostgermanischen Elemente nicht gerade auf Goten, sondern auf andere nicht gotische, aber auch nicht burgundische Völker zurückführen möchte. (Aber auf welche? Die Eigenschaft der Jurungen als Ostgermanen ist doch mindestens ebenso unsicher, wie ihr vorherrschender Einfluß in der ganzen Nordschweiz, in Rätien und Tirol befremdend.)

Erwähnt sei noch, daß Ficker²⁾ nicht bloß die Bestimmungen des rätischen Rechts, sondern auch die sprachliche Fassung auffallend der friesischen sich nähern sieht. Er sagt aber ferner: Der Zusammenhang des rätischen Rechts mit der dänischen Gruppe ist etwas so rätselhaftes, daß gewiß alles zu beachten ist, was für die Erklärung einen Halt bieten könnte; vielleicht erscheint dem gelehrten Verfasser das hier Vorgetragene einiger Berücksichtigung wert.

Ficker sagt dann: »Habe ich die Angaben, wonach manche Teile des rätischen Gebietes von Wallis her besiedelt sein sollen, nicht außer acht gelassen, so gibt die Rechtsvergleichung wenigstens dafür keine Bestätigung. Auch in angeblich von Walsern bevölkerten Tälern zeigt sich keinerlei Annäherung an das auf burgundischer Grundlage beruhende Recht des Wallis.«

Nun erscheint es wohl möglich, daß ins Wallis einwandernde Goten das burgundische Recht im Laufe der Jahrhunderte annahmen, wenn es talaufwärts zu ihnen gebracht wurde, aber dann hätten sie es doch im 12. und 13. Jahrhundert, wo sie in Rätien eingewandert sein sollen, schon mitbringen müssen; die germanischen Ausdrücke der *lex Romana* vom 9. Jahrhundert können aber keinesfalls von Wallisern herrühren.

Nach Prüfung der bisherigen Ausführungen mag sich ein aufmerksamer Leser zu der Frage veranlaßt sehen: wie ist es denn nun mit der im vorigen Kapitel behandelten Lautverschiebung, nämlich W zu B und F zu W?

Ich muß gestehen, es würde mich nicht entmutigen, wenn ich von einer solchen nichts zu vermelden hätte.

Ist doch auch die Umwandlung Ca zu Cha als ein Charakteristikum der einst keltischen Länder romanischer Zunge nördlich der Alpen bekannt, und doch fehlt sie nicht nur in der Grenzgegend der Picardie, sondern mitten in dem Verbreitungsgebiet des Cha, nämlich in Schams und in Surselvan, während das mehr rätische Engadin es aufweist.

¹⁾ Zuerst, Über Heimat und Alter der *lex Romana Raetica Curiensis*, Zeitschrift der Savigny-Stiftung 1880, Band XXI, S. 1.

²⁾ Julius Ficker, Untersuchungen zur Rechtsgeschichte.

Aber es steht besser um die Sache.

In seiner Schrift: »Die Deutschen am Monte Rosa«, S. 20, sagt Schott: »In Issime, Rima und Rimella klingt w wie u, während v auf italicische Weise zu w geworden ist. Beispiele: *wirstei* — Feuerstein, *Weldspiegel* — Feldspiegel«; hier haben wir also bezeugt, daß strichweise F zu W geworden ist, wie immer auch der Verfasser sich die Sache zurechtlegen mag.

In den deutschen Kolonien in Piemont, S. 159, sagt der Verfasser:

»V für jenen eigentümlichen Zwischenlaut zwischen F und W, der dem neu-griechischen und spanischen B entspricht, und in den Issime, Rima und Rimella, wie auch das Cimbrische einen guten Teil ihrer F übersetzt haben«; folgen zahlreiche Beispiele. Weiter heißt es: »Im Zusammenhange mit dieser Erweichung des F zu V steht in Issim und Rima die Verwandlung des W zu U, ganz entsprechend der neuenglischen Aussprache des W«, also doch eine abnorme Aussprache des W, wenn es auch nicht dem B der Cimbern gleichen mag. Diese Übereinstimmung respektive Ähnlichkeit der Lautveränderung erscheint ohne Zweifel hochbedeutsam.

Daß diese Eigenheiten sich nur in den dem deutschen Sprachgebiet entlegensten Orten finden, schwächt das Gewicht dieses Umstandes nicht ab, zumal die Zusammengehörigkeit unserer »Lepontier« sich auch aus anderen als den bisher angeführten Tatsachen ergibt, so daß eben bei den übrigen Anpassung an die Nachbarn vorliegen muß.

Schott erwähnt außer der Tracht, auf die ich weniger Gewicht legen würde, da ja doch die alte Tracht nirgends mehr besteht, wie Hübner und andere die Bauart der Häuser im Oberland, Wallis und in Piemont, die in allen diesen Gegenden dieselbe, nicht alemannische sei,¹⁾ wozu er in seiner zweiten Schrift auch noch die Urkantone und die östliche Schweiz rechnet, also wohl die deutschen Gegenden im oberen Rätien, denn sonst spricht er von keiner Gegend der Ostschweiz, die nicht alemannisch sei.

Im Anschlusse hieran verdient auch noch eine Bemerkung Schotts Beachtung, daß nämlich schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts, wo noch die Volksunterschiede weniger verwischt waren, Friedrich von Müllin in einem Briefe von 1826 sich dahin aussprach: Vieles führt auf die Vermutung, daß die Bewohner von Oberhasli, Obwalden, Urseren und Obergestelen unter sich verwandt und von anderer Herkunft seien, als diejenigen, die die anderen Gegenden der Schweiz bevölkerten. Daß der Genannte nur Teile von Uri und Wallis nennt, macht die Sache nicht weniger bedeutsam.

Findet nun, kann man fragen, das Vorgetragene irgend eine Bestätigung in der Tradition? Das Gegenteil könnte nicht wundernehmen; war doch mit Verlust des eigenen Königs und des eigenen Rechtes das Volk als solches vernichtet, zudem lastete auf dem einst so hoch stehenden Volke Schmach und Haß, jedenfalls von seiten der Katholiken den Arianern gegenüber,²⁾ es wäre daher nur natürlich, wenn die Überlieferung von der Herkunft ganz verschollen oder doch bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden wäre; beides ist denn auch hier und da der Fall.

¹⁾ Die Deutschen am Monte Rosa, S. 36, und: Die deutschen Kolonien in Piemont, S. 126.

²⁾ Die verachteten Cagots der Pyrenäen sollen auch von arianischen Westgoten abstammen.

Aber ganz fehlt uns das Zeugnis der Tradition doch nicht. Reutigen, Schwarzenburg und Guggisberg, alle drei südlich von Bern, rühmen sich gotischer Abkunft, so Jahn a. a. O., S. 417. Von den Urnern berichtet das weiße Buch, sie seien Römer, der Chronist Stumpf, daß sie nicht nur von Süden gekommen sein wollen, wie schon oben erwähnt,¹⁾ sondern von alters her die Sage bei ihnen gehe, sie stammten von flüchtigen Ostgoten ab.²⁾

Die Schwyzer wollten auch, wie Stumpf berichtet, von je und je einer besonderen Abkunft sich rühmen, was ja die Nachricht Fabris, die oben erwähnt wurde, bekräftigt. Sie wollen nach den meisten Berichten nordischer, schwedischer Herkunft sein, und berufen sich auf den alten Namen Suites, Suitones. Nach Etterlin (1507) stammen sie aber von den Ostgoten ab.

Mit Recht nimmt Johannes von Müller³⁾ an, daß die Namensähnlichkeit der alten Urkundensprache — *Suetia, Suites* — hier Einfluß geübt hat; wahrscheinlich ist der Name Schwyz von einem Personennamen Suito oder gar von gotisch *sviðh*, im Sinne von brennen, roden⁴⁾ herzuleiten.

Einer besonderen, nämlich friesischen Abkunft rühmen sich die Leute von Oberhasli, auch die Obwaldner haben eine Tradition, die ihnen eine von den Nachbarn abweichende Abstammung zuweist, eine römische nach dem weißen Buch.

Vetter⁵⁾ hat diese Überlieferungen für kein Hindernis erachtet, allen den genannten Talbewohnern alemannische Abstammung zuzuschreiben. Er zeigt, daß solche Wandersagen, wie bei »Goten, Langobarden, Sueven und Gotländern« auch bei den »Südalemannen« bestehen konnten und erblickt in diesen Überlieferungen den Rest einer solchen Sage. Warum sie sich nicht auch bei den anderen »Südalemannen« erhalten hat, finde ich eigentlich nicht erklärt, aber das sonderbarste bleibt für mich, daß sich diese Wandersagen, welche auf eine andere Abstammung hinweisen, als die der übrigen Schweizer oder Südalemannen, gerade bei den Stämmen sich findet, welche Sprachforscher, wie Schott u. a., vom Standpunkte des Dialektes aus zusammenfassen, und denen auch Furrer, und namentlich von Müller eine nähere Verwandtschaft unter sich beilegen. Dabei ist besonders wichtig, was letzterer⁶⁾ berichtet: »Es ist im Andenken der Greise, in allen Tälern des Oberlandes, wie in alten Jahrhunderten das Volk von Berg zu Berg, von Tal zu Tal, nach Fritigen, Obersibental, Sanen, Afflentsch und Jaun gezogen; jenseits Jaun wohnen andere Stämme, so daß, wie der Historiker sagt, »von Schwyz durch das Gebirge bis in die Grafschaft Greyerz der echte Stamm der Schwyzer erkannt werden mag.« Nehmen wir nun zu all dem, was wir von dem besonderen Rechte in diesen Gebirgsgegenden durch Ficker erfahren, so will es uns scheinen, als reiche es nicht aus, wenn Vetter sich einfach auf Burckhardts⁷⁾ Abhandlung über die alemannische Abstammung der »Lepontiers«, wie ich der Kürze halber sage,

¹⁾ Dazu paßt der Name des obersten Ortes im Reußtale mit Ackerland, Erstfeld; kommt man von Norden so ist es das letzte Feld, ich denke mir aber die Siedler nicht vom Gotthard, sondern vom Sustenpasse kommend.

²⁾ Schott, Die Deutschen in Piemont, S. 33.

³⁾ Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft, I, S. 417.

⁴⁾ Studer, Schweizer Ortsnamen.

⁵⁾ Über die Sage von der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler aus Schweden und Friesland. Bern, 1877.

⁶⁾ A. a. O., I, S. 421.

⁷⁾ J. R. Burckhardt, Über die erste deutsche Bevölkerung des Alpengebirges, 1846.

bezieht. Seit Burckhardts Tagen sind doch viele Arbeiten erschienen, die für die vorliegende Frage Beachtung verdienen. Zum Teil sind dadurch jene Ausführungen überholt. Nur in Kürze kann ich folgendes hierzu bemerken:

Burckhardt beseitigt in treffender Weise eine Reihe nun fast vergessener falscher Vorstellungen, spricht sich mit guten Gründen gegen die Annahme einer burgundischen oder langobardischen Siedlung in den fraglichen Alpengegenden aus und bemerkt sehr richtig, daß die Alemannen bis zum 12. und 13. Jahrhundert im ganzen am Fuße des Gebirges stehen blieben, mit einem treffenden Hinweis auf Eifel, Jura und Vogesen, wo dasselbe eintrat. Am schwächsten scheinen mir aber seine Ausführungen gegen die »Ostgotentheorie«.

Er gibt zu, daß den »Lepontiers« gewisse Besonderheiten gemeinschaftlich sind (S. 97), aber wie erklärt er sie! Vom Waldstätter See sollen die alemannischen Einwanderer ins Hasli, nach Wallis und von da ins Simmental und nach dem Südabhang der Alpen, nach Vorarlberg und Rätien gelangt sein! Eine seltsame Wanderung! Und wie ist es möglich, daß die im 12. Jahrhundert in die Waldstätte Eingewanderten noch im selben oder nächsten Jahrhundert schon wieder ins Wallis und von da als freie Wälder weiter wandern? Auch der Verfasser sieht dieses als etwas schwer Glaubliches an, und versucht es in einer Weise wahrscheinlich zu machen, die man selbst (S. 103) nachlesen mag. Mir will diese Erklärung nicht einleuchten. Aber noch mehr! Wenn die Alemannen erst im 12. Jahrhundert in größerer Menge aus der Ebene wegzuziehen sich entschließen, wie ist es möglich, daß die Urner doch schon Anno 732 erwähnt und 853 an die Reichsabtei Zürich gegeben werden, daß Schwyz 972 erwähnt wird und Maurer auf Grund seiner eingehenden Studien sagen kann: Hasli sei seit vorhistorischen Zeiten freie Gemeinde, die Freiheiten von Wallis seien uralte, lange vor der Befreiung hätten die Talgemeinden die freie Verwaltung ihrer markgenossenschaftlichen Angelegenheiten gehabt! Ja, ähnliche freie Markgenossenschaften findet er nur noch im Dithmarschen. Dieses Zeugnis hätte Vetter doch erst zu entkräften. Und wie ist es denkbar, daß bei einer Einwanderung in so später Zeit wie sie Burckhardt annimmt, noch Markgenossenschaften entstehen, da doch diese Zeit nur noch Siedlungen auf herrschaftlichem Boden kennt.¹⁾ Über die Bedeutung der beinahe in allen diesen Tälern vorkommenden Ortsnamen auf -ingen ist oben zu Wallis bereits gehandelt worden. Vollends unverständlich ist, wie bei einer Einwanderung vor wenig Generationen sich eine solch verworrene und bizarrte Sage über eine aparte Abstammung sich bilden und fortblühen konnte.²⁾

Daß keine urkundliche Erwähnung deutscher Orte in diesen Gebieten in älterer Zeit geschieht, was beweist das, wenn auch wirklich die Urkunde von 744, welche Altdorf nennt, anfechtbar ist? Diese armseligen Hirtenheime werden doch nur erwähnt, wenn sie gegründet oder vergeben werden. Aus dem Fehlen von Errichtungs- respektive Belehnungsakten ließe sich daher eher schließen, daß sie recht alt sind. Wo werden denn die sicher uralten -engo im Tessin genannt? Wie viele Urkunden reichen überhaupt ins 7. Jahrhundert zurück, und wie viele davon sind unverdächtig?

Übrigens war Burckhardt gerade in bezug auf die Ostgoten weniger gut unterrichtet, als sonst. Auch er spricht von nur 1000 abziehenden Goten, während

¹⁾ III, S. 39, Kapitulare von 847.

²⁾ Wie kommen die Urner zu dem Gedanken, Rom belagert zu haben?

es doch, wie oben gezeigt worden ist, weit mehr waren. Auch von den in Venetien kämpfenden Goten scheint der Verfasser nichts erfahren zu haben.

Endlich macht er es sich zu leicht, wenn er wegen der flüchtigen Goten so argumentiert, wie wegen der als Eroberer auftretenden Völker, daß sie das raue Bergland verschmäht haben würden. Ja, wenn ihnen eine große Wahl freistand, will ich mich dem anschließen. Aber sie mußten freie Ansiedlung erreichen, denn gerade jene Kapitulantenvom Vesuv scheinen eben auf einige Freiheiten Gewicht gelegt zu haben.

Merkwürdig ist auch noch, daß zwischen den patronymisch benannten Orten der Lepontier und den offenbar alemannischen Gegenden sich viellach eine Zone mit stark romanisch gefärbter Toponymie hinzuziehen pflegt, so das Nordufer des Vierwaldstättersees, die Gegend von Thun bis Brienz, das untere Linttal etc.

Erwähnt sei noch, daß gerade die mutmaßlich gotisch gemischten Gegenden das Patronymicum in -igen zu verwandeln geneigt sind.¹⁾

In der Schweiz hält man aber, wie es scheint, mit Vorliebe daran fest, im Interesse der Stammeseinheit überall alemannische Gründungen zu erblicken, was zu eindringlichen Forschungen nicht eben ermuntern konnte. Hier wäre ein Arbeitsfeld für Untersuchungen, wie sie Zimmerli über die deutsch-französische Sprachgrenze kürzlich veröffentlicht hat.

Was die Silvier und Walliser anlangt, deren gotische Abstammung sich vor allem aufdrängt, so habe ich bei ihnen von einer Wandersage nichts erfahren können. Bei den Silviern ist es am wenigsten auffallend, da es ganz natürlich scheint, daß die Erinnerung an die gotische Abstammung diesseits der Alpen freier auflebte; im Wallis aber finden sich einige recht seltsame Sagen, von denen es mir fraglich erscheint, ob sie anderwärts vorkommen, die wohl als eine dunkle Erinnerung an den Aufenthalt in Italien gedeutet werden können.

Von einem wärmeren Klima in alter Zeit, von Alpen und Pässen, die erst bei Menschengedenken vereist sind, geht wohl in allen Alpengegenden die Rede, oft nicht ganz ohne Grund. Aber Erzählungen, wie die vom übersilberten Wasser,²⁾ die sonst bei einem nordischen Volke ganz sinnlos scheinen, gibt es wohl nicht so oft und sie hören sich hier im Wallis an, wie eine dunkle schwermütige Erinnerung an den Aufenthalt in Italien; in einer etwa aus Etrurien oder noch südlicher ansässig gewesenen Familie könnte sogar etwas derlei vorgekommen sein und müßte es wohl einen tiefen Eindruck gemacht haben, wenn das ahnungslose kindliche Gerede das Gedächtnis besserer Zeiten wachrief.

Solche Geschichten, und die von einem »Kampf um Rom« der Urner, verdienen doch die Prüfung, ob sie nicht einen tiefen Sinn enthalten, ehe man sie zu den Ammenmärchen zählt. — — —

Daß nun gotische Siedler sich besonders in den offenen Strichen zwischen Saane und Aare mit anderen Germanen, Burgundern oder Alemannen oder beiden gemischt haben müßten,³⁾ ist wohl nicht zu bezweifeln, dort kann also eine Tradition über gotische Herkunft kaum erwartet werden.

¹⁾ Zimmerli a. a. O., S. 89.

²⁾ Tscheinen und Rappen, Walliser Sagen aus der Landesgeschichte, II. Teil, No. 169. »Ehemals wußte man von keinem Eis. An einem kalten Wintermorgen fing der Brannen an, sich zu überfrieren. Da sprach eine Tochter, die nie Eis gesehen, zu ihrem Vater: Jez beim mer Zit, dann z'gann, z'Wasser fält an z'übersilbern.«

Was nun die Graubündner anlangt, so hatte ich mir meine Meinung schon, wie vorgetragen, gebildet. als ich an Ort und Stelle erfuhr, wie gut die Überlieferung sich damit vertrage.

Im Hinterrheintal, aus dem sich die ganze Besiedlung der rätschen Alpen durch Germanen, wie oben erörtert, entwickelt hätte, ist feststehende Überlieferung, daß die älteste Kirche am Fuße des Bernardin, beim Flecken Hinterrhein, gestanden habe, wo sie von den Einwanderern, die über den Berg (Bernardin) herabkamen, gegründet worden sei.

Wo die Siedler herkamen, darüber scheint weniger Einmütigkeit zu bestehen: nach den einen aus Aosta, nach anderen aus Wallis. Beides scheint mir darauf zurückzuführen, daß man sich einer gewissen Sprachverwandtschaft mit den Bewohnern des Dorabeckens und des Rhonetales in einer Zeit bewußt wurde, wo schon die Kenntnis der Abstammung verloren war.

Außerdem deutet diese Tradition auf ein hohes Alter der Siedlung, da die Kirche in Sufers schon 841 erwähnt wird.⁴⁾ Schon das spricht gegen die vermutete Ansiedlung durch Kaiser Friedrich I.; überdies ist sie innerlich unwahrscheinlich, was darzulegen zu weit führen würde; hatte der Kaiser nicht von der Bärenburg bis Ortenstein Burgmannen genug, und war es denn Sitte der Feudalzeit, Militärkolonien in Form freier Volkssiedlungen anzulegen?

Die Alemannen des Theodorich, an die Lechner denkt, scheiden, wie schon erörtert, aus; wäre dieser Rheinwald, und es war ursprünglich nur Wald und Rhein im Tale, der Platz, von dem Ennodius sagen durfte: Das Alemannenvolk habe den Reichtum italischen Bodens erlangt!? Es darf also wohl gesagt werden, daß auch die Überlieferung unserer Auffassung günstig ist.

So erhalten auch die Spuren germanischer Bevölkerung im Süden des Gottard, in Livinen, Blenio und Misocco, ihre Erklärung. Daraus ergibt sich mir aber ferner, daß Dr. Steub wohl recht gesehen hat, wenn er die Zwecke der Gesellschaften zur Katholisierung der Alpen, die ums 12. Jahrhundert in Mailand bestanden, auf Reste deutschen Volkstums und deutscher Sprache bezieht, die sich noch im Norden von Mailand erhalten hatten; nun wissen wir auch, wo sie zu suchen waren. Es ist durchaus anzunehmen, daß den Klerikern in Oberitalien, nachdem sie unter den Goten das Arianertum eindringen sahen, und unter den Langobarden noch intensiveren Haß gegen die nach Paulus in jeder civitas konkurrierenden arianischen Bischöfe eingesogen hatten, alles Germanische als arianisch oder doch ketzerischer Neigung verdächtig erschien.

Später hat diese Abneigung ja weit um sich gegriffen, aber so frühe scheint die heftige Abneigung gegen alles Deutsche besonders den oberitalienischen Klerus

³⁾ Massenhafte Einwanderung von Alemannen ins Gebiet westlich der oberen Aare, hätte sich übrigens durch Einführung des Anbaus von Dinkel, *Triticum spelta*, statt des Weizens, *triticum tennas*, verraten müssen; vergl. Gradmann, in den Würtemb. Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde, Heft 1:02. Die Burgunder mögen aber in diesen Strichen doch ein namhafter Bruchteil der Bevölkerung gewesen sein; gemischt mit anderen Germanen konnten sie nicht so leicht verwirrt werden. Soweit würde ich Schott zustimmen und den Burgunden ihren Anteil an der Bildung des »leponthischen Deutschtums« der Südwestschweiz einräumen.

⁴⁾ Lechner, Thuis und die Hinterrheintaler; nach ihm stand im 13. Jahrhundert in Hinterrhein eine St. Peterskapelle. Kirchen dieser Benennung pflegen aber sehr alt zu sein. Vergl. Die uralte Kirche im Muottal, von Müller, I, S. 426, Note.

erfaßt zu haben. Diesem Gefühle mag es zuzuschreiben sein, daß sogar die deutschen Ortsnamen nach Austilgung des verhassten Idioms beseitigt wurden, indem entweder eine Übersetzung oder, noch besser, der Name eines Heiligen dem alten Namen substituiert wurde. An der französisch-deutschen Sprachgrenze ist davon in alter Zeit nichts zu verspüren, als daß mit dem Wechsel der Sprache oft eine Übersetzung eintritt, oft aber bleibt der alte Name, etwas verändert, erhalten.

So erklärt es sich wohl als geistliche Fürsorge, wenn Bischof Hatto 948 die Täler Leventina, Blenio und Riviera an vier Canonici in Mailand vergibt, die nun jene, eigentlich zur Diözese Como zuständigen, Bezirke durch ihre Präfekten regieren ließen.²⁾

So mögen wohl manche Nachkommen der Goten, sei es um ihren Glauben oder ihre Sprache besorgt, in das zu Chur gehörige Misocco gezogen sein.

Das mag unter den Viktoriden geschehen sein, sei es, daß diese duldsamer waren, oder daß sie einem Befehle ihres Königs nachkamen.

Vom Moësatal lag, wenn dorten die Bevölkerung nicht mehr Raum fand, ein Weiterziehen ins Hinterrheintal und in die angrenzenden Täler nahe. Misocco und Hinterrhein scheinen beide den Viktoriden gehört zu haben.³⁾

Ist es nach all dem Vorgetragenen zu kühn, auch in diesen sämtlichen bisher besprochenen Siedlungen den Ausfluß eines einheitlichen Prozesses, einer Zuwanderung von Süden und zwar von Goten zu erblicken, anstatt eine Reihe von Einwanderungen unbekannter Völker von unbekannter Herkunft anzunehmen, über deren Wanderung und ihre Veranlassung nirgends das mindeste zu ermitteln ist?

Ich glaube nicht, und möchte die Frage nach dem gotischen Ursprung dieser Stämme geradezu, wie für die Cimbern und ihre Verwandten, bejahen, wenn auch der Nachweis nicht mit derselben Evidenz zu führen war, wie für diese. Was ist aber das schließliche Ergebnis? Ist es etwas verblüffend Überraschendes, ist es etwas Märchenhaftes, Phantastisches? Keineswegs, es ist, nüchtern betrachtet, das natürlichste Ding von der Welt.

Wir finden, daß die letzten nicht entnationalisierten Überreste des großen Gotenvolkes sich da finden, wo sie zu suchen von vornherein das natürlichste war, nämlich zum Teil in den entlegensten Ecken ihrer alten Sitze, wo wir sie zuletzt mit dem Schwert in der Hand antrafen, als Unterworfenen, wie der Geschichtsschreiber Paulus es andeutet; zum Teil aber außerhalb des Machtbezirkes ihres byzantinischen Überwinders und seiner germanischen Besitznachfolger, in der nächsten Umgebung, an den Grenzen ihres früheren Reiches (d. i. nach seinem letzten beschränkten Umfange), peripherisch um dieselben gelagert, vielfach in Gegenden, in die nur die Not Ansiedler zu treiben vermocht haben kann.

Für das Deutschtum im politischen Sinne sind nun freilich nach einer eigentümlichen Schickung auch die zuletzt behandelten Gotenkenel verloren, aber unsere Betrachtung über sie schließt insoferne weniger wehmütig ab, wie jene über die Cimbern, als doch nur ein Teil, die jenseits der Alpen und, wie ich fürchte, die im Rhonebecken Ansässigen in absehbarer Zeit ganz entnationalisiert werden dürften, dagegen haben wir die Genugtuung, festzustellen, daß in den Urkantonen wie in Graubünden diese freiheitsliebenden Flüchtlinge vom italischen Boden ebenso wie ihre Stammesgenossen im Rhonetal den Grund zu kräftig aufblühenden

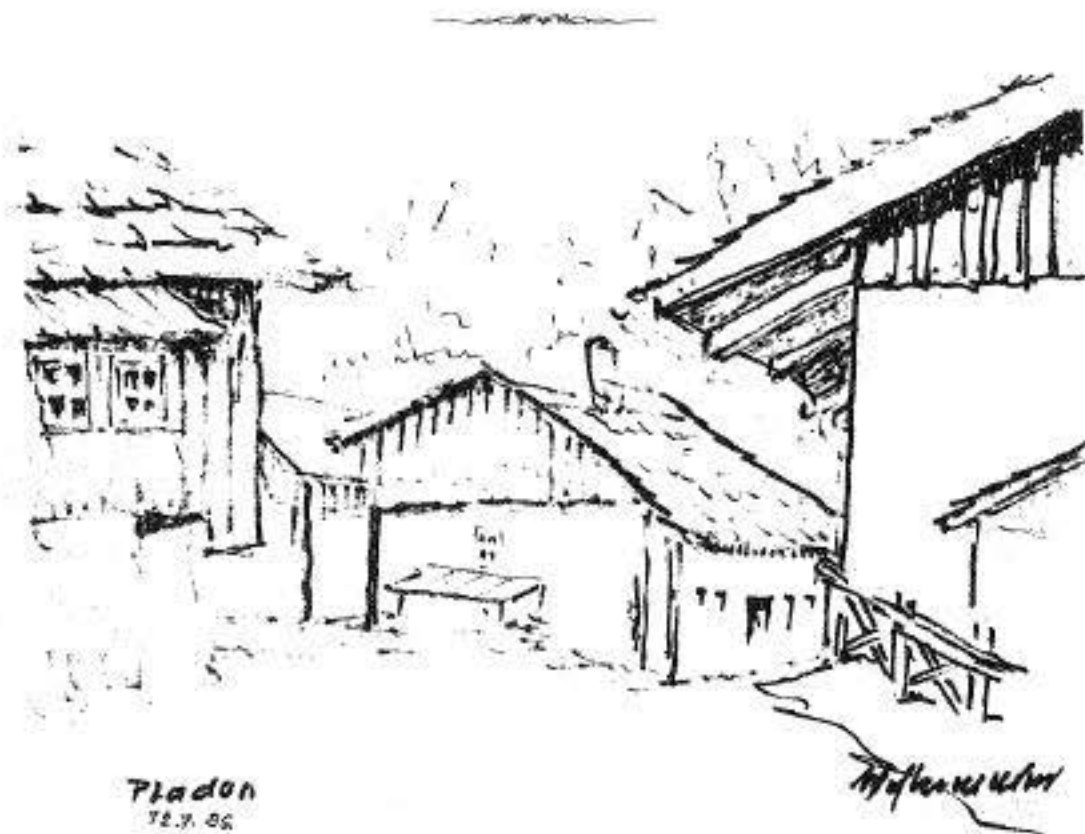
¹⁾ Tartini, Storia della Svizzera, S. 112.

²⁾ v. Müller a. a. O., S. 188, Note 65.

Gemeinwesen freiheitlichster Gestaltung gelegt haben, wobei jenen im Rheingebiet auch noch die Rolle von Vorkämpfern deutschen Wesens gegen das Romanentum diesseits der Alpen zugefallen ist.

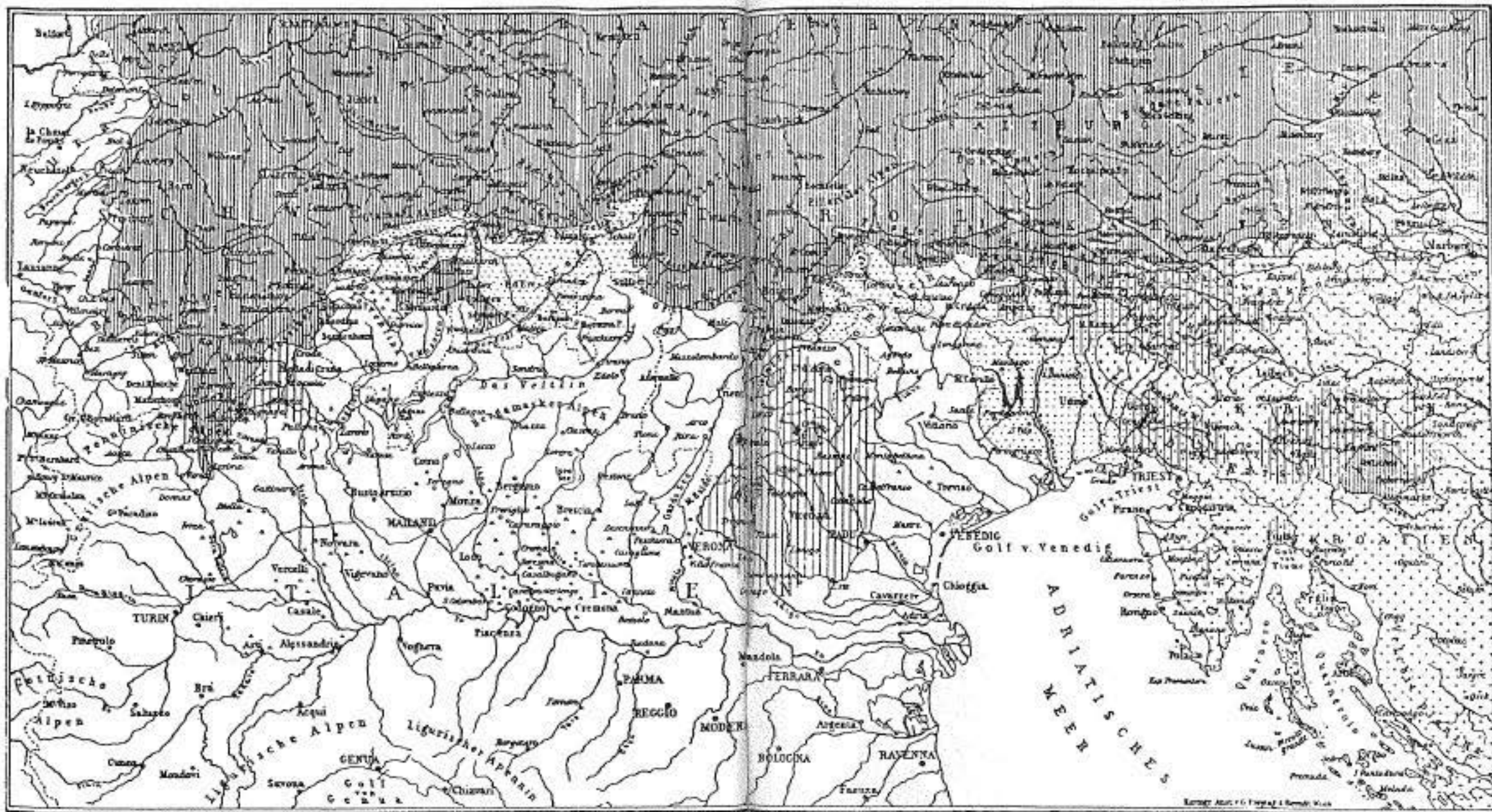
So scheiden wir von dem Gegenstande unserer Untersuchung doch mit dem tröstlichen Gedanken, daß die Nachkommen gerade der freiheitsliebendsten Gotenrecken sich die Freiheit bewahrt haben, und daß sie mit uns wenigstens durch das Band der Sprache verbunden geblieben sind.

Jenen aber, die nach einem Widerstande von anderthalb Jahrtausenden nun am Aussterben sind, können wir unsere Bewunderung nicht versagen; was ihr Ausharren allein ermöglichte, war nicht irgend eine Ermunterung unsererseits, sondern nur jenes Gefühl, das, wie wir hörten, allen vom Wallis bis zur Gotschee innewohnte, jenes stolze Gefühl, etwas Besseres zu sein als ihre Nachbarn. Dieses Gefühl hohen Wertes des eigenen Volkstums und der eigenen Sprache ist es einzig und allein, das im Kampfe der Nationalitäten den Sieg verleiht, das sieht man an jenen Grenzmarken, wo in unseren Tagen die deutschen Reihen sich lichten und zurückweichen, weil jenes Gefühl nicht mehr stark genug in allen Volksgenossen vorherrscht.



Alte Häuser in Pladen (Sappada)

Zeichnung: Dipl. Ing. Bruno Westemeier



Deutsches Sprachgebiet
 Einst ganz oder größtenteils deutsch
 Französ.-ital. Sprachgebiet
 Romanisches Sprachgebiet
 Slavisches Sprachgebiet
 ingo und engo